This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

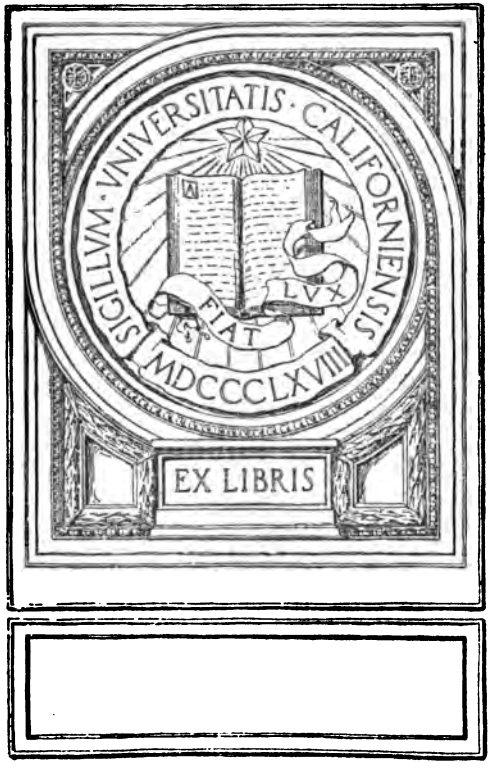
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Napoleonische Studien

von Alfred Karll

UC-NRLF
$B 84 566

Aachener Verlags- u.
Druckerei-Gesellschaft
G. m. b. H. Aachen.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Napoleonische Studien.

Von

Alfred Karll
Postinspektor in Danzig.

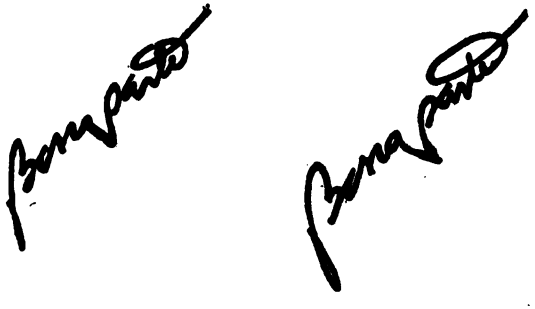
Aachen.
Verlag der Aachener Verlags- und Druckerei-Gesellschaft.
1907.

Digitized by Google

IIC203
K3

Fournier
Collection

Digitized by Google



Zwei Originalunterschriften Napoleons
im Stadtarchiv zu Aachen.

560/29

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

1. Kaiserin Josephine im Bade.
2. Napoleons Rheinreise.
3. Die Unsicherheit der französischen Herrschaft 1813.

Digitized by Google

Digitized by Google

Literatur.

Mémoires de M. de Bourrienne. Paris 1829.

Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès. Paris 1835.

Mémoires et souvenirs d'une femme de qualité sur le consulat et l'empire. Bruxelles 1831.

Correspondance de Napoléon Ier publiée par ordre de l'empereur Napoléon III. Paris 1862.

Memoiren des Fürſten Talleyrand. Deutſche Ausgabe. Köln und Leipzig 1891.

Napoleon I. und ſein Hof. Memoiren der Gräfin Remuſat. Köln 1880.

Masson, Napoleon I. und die Frauen. Uebertragen von Oskar Marſchall von Bieberſtein. Leipzig.

Masson, Napoleon I. zu Hauſe. Uebertragen von Oskar Marſchall von Bieberſtein, Leipzig 1904.

Taine, Les origines de la France contemporaine. Paris.

Turquan. Die Kaiſerin Joſephine. Uebertragen von Oskar Marſchall von Bieberſtein. Leipzig.

Napoleon I. nach den Memoiren ſeines Kammerdieners Conſtant. Uebertragen von Oskar Marſchall von Bieberſtein. Leipzig 1904.

Lenz. Napoleon. Bielefeld und Leipzig 1905.

Gourgaud. Napoleons Gedanken und Erinnerungen. St. Helena 1815—1818. Stuttgart 1904.

Berühmte Ausſprüche und Worte Napoleons von Korſika bis St. Helena. Leipzig 1906.

Heinen. Der Begleiter auf Reiſen durch Deutſchland. Köln am Rhein 1808.

E. Pauls. Fürſtenſagen in Aachen und Umgebung. Mitteilungen des Vereins für Kunde der Aachener Vorzeit. 1. Jahrgang.

Poissenot. Coup d'oeil historique et statistique sur la ville d' Aix-la-Chapelle. Aix-la-Chapelle 1808.

De Golbery, Considérations sur le département de la Roër. Aix-la-Chapelle 1811.

Digitized by Google

Fritz. Theater und Musik in Aachen, zur Zeit der französischen Herrschaft. Aachen 1901.
Müllermeister. Wilhelm Smets in Leben und Schriften. Aachen 1877.
Freimuth. Aachens Dichter und Prosaisten, Band II. Karl Borromäus Clinzer. Folie des dames. Aachen 1882.
Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Zisterzienser-Orden. 25. Jahrgang 1904.
Aachener Merkur, Jahrgang 1804 (im Besitz des Herrn E. Pauls in Düsseldorf).
Recueil des lois et arrêtés. Jahr XI, XII, XIII, 1806, 1807.
Haagen. Geschichte Achens. Achen 1874.
Aus der Zeit der Freiheitskriege (6 Vorträge) Köln 1863 (v. Ammon. Die Preußische Rheinprovinz unter der Fremdherrschaft und unter der Preuß. Regierung).
Akten, Korrespondenzregister und Protokolle der Munizipalität und der Mairie Aachen. Städtisches Archiv Aachen.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Kaiserin Josefine im Bade.

I. Josefine.

Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen. — Aus der Vicomteß de Beauharnais war eine Kaiserin geworden, aber der alte Charakter, Josefine, war geblieben. Sechs Mousseline-Shawls, zwei Taffetroben, drei von farbigem, gestickten und drei von einfarbigem Mousseline, zwei Organdiroben, drei von einem Stoff Canaderi genannt, eine Robe von dünner Seide, drei feine Leinenkleider und eins aus gesticktem Linon — dafür vier Dutzend teils verschlissene Hemden, zwei Dutzend Halstücher, sechs Unterröcke, sechs Nachtjacken, achtzehn Linon-Halstücher und zwölf Paar seidene Strümpfe. Dreizehn Roben, aber sechs Unterröcke — die Ausstattung der Vicomteß, Josefine, wie sie leibt und lebt.

Nun war freilich eine andere Zeit gekommen, Josefine war eine tonangebende Persönlichkeit geworden; aber nur auf dem Gebiet der Mode. Sie lebte nach wie vor allein für ihre Toilette, ihre Schönheit, ihre Grazie, das bequeme, zwecklose Leben der Kreolin. Welch ein Kontrast zu der mächtigen Persönlichkeit des genialen Kaisers! Und doch ist wohl Napoleon nie so glücklich gewesen, wie gerade in ihrer Gegenwart; ihre lässige Art, das dolce far niente ihres Daseins war eine Erquickung für den Vielbeschäftigten, die er gerne suchte, wenn er sich die Zeit dazu abringen konnte.

Die Kaiserin hatte die Blüte der Jugend längst verloren, aber sie müßte eben nicht Josefine gewesen sein, wenn sie den Gemahl und die Welt nicht darüber hätte hinwegtäuschen können. Was ist schließlich Frauenschönheit? Ein Blick voll unergründlicher Tiefe, eine anmutige, biegsame Gestalt, eine Wolke Tüll und ein undefinierbares Parfüm. Die Häßlichkeit kann zur Schönheit werden, wenn die Grazie sie mit ihrem Schleier bedeckt.

Josefine aber war nicht häßlich, im Gegenteil. Sie besaß feines, kastanienbraunes Haar. Ihre Haut war, wie bei allen Kreolinnen, bräunlich gefärbt und

Digitized by Google

im Gesicht schon welk, wurde aber von der Schminke weiß und rosig belebt. Die Zähne waren nicht mehr gut, allein sie wurden kaum sichtbar, obwohl der kleine Mund sich gern zu einem freundlichen Lächeln öffnete, das ihr ebenso die Herzen zuführte, wie der sanfte Blick, der unter langen dunklen Wimpern ruhte. Die Nase war zart und fein. Die Stimme von bezauberndem Wohlklang, dem niemand sich entziehen konnte. Der Kopf etwas klein; die mittelgroße Figur formvollendet bis herab auf den kleinen, schmalen Fuß mit dem hohen Spann und der schlanken Fessel. Ihr Körper war der Rhythmus der Form, ihr Gang ein Akkord der Bewegung.

II. Die Reise.

Schon im Jahre 1803 hatte Napoleon die Absicht gehabt, den neu erworbenen vier Departements einen Besuch abzustatten. In Brüssel änderte er jedoch den Entschluß. Er begab sich später nach dem Lager von Boulogne, während Josefine in St. Cloud zurückblieb und sich damit beschäftigte, Kleider und Schmuckgegenstände für die geplante Reise nach Aachen auszusuchen, wo sie eine Zeitlang die Bäder benutzen sollte. Napoleon, der es sehr liebte, alles selbst zu bestimmen, hatte, ehe er St. Cloud verließ, die genauesten Anordnungen über die Reise Josefines getroffen. Chaptal erzählt, daß Bonaparte, als zuerst eine Badereise für Josefine geplant war, ihn habe rufen lassen und zu ihm gesagt habe: „Josefine reist ins Bad. Die Frau ist gut und leidsam; man muß ihr den Weg vorschreiben, ebenso ihr Verhalten.“ Darauf hatte der erste Konsul ihm 21 Folioseiten diktiert. Dieses Mal wollte er es ebenso halten und gab erneut schriftliche Reiseanweisungen. Alle Einzelheiten waren bedacht, die Anzahl der Wagen, die Begleitung, das Gepäck, die Pferde, Reiseroute, Aufenthalt, Nachtquartiere in den Städten, die Personen, mit denen die Kaiserin speisen sollte usw. Alles wurde mit derselben Genauigkeit geordnet, als handle es sich um den Marsch eines Armeekorps, das zu einer bestimmten Zeit auf dem Schlachtfeld anlangen soll. Da der Kaiser außerdem den Antworten nicht traute, die Josefine auf Begrüßungsansprachen der Stadtbehörden geben könnte, so waren auch sie vorher entworfen. Von diesen Antworten wurden Abschriften

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

hergestellt, und Josefine mußte vor der Abreise fleißig auswendig lernen. Die Rolle, Kaiserin zu spielen, machte ihr schon viele Last. Schon am frühen Morgen sah man sie mit einem großen beschriebenen Blatt in der Hand, bemüht, ihrem armen, an solche Arbeit nicht gewöhnten Kopf die Phrasen einzuprägen, um deren Verständnis sie sich nicht weiter kümmerte. Sie lernte wie ein Schulkind, das seine Aufgaben herplappert; während sie sich frisieren ließ, während sie im Park von St. Cloud spazieren ging, hielt sie diese verwünschten Bogen in der Hand und versuchte, ohne allzu viele Fehler, die durchaus nicht umfangreichen Anreden sich selbst vorzutragen. Durch häufiges Wiederholen kam sie endlich dahin, sie im Gedächtnis zu behalten. Jetzt entstand aber eine neue Schwierigkeit: Wie sollte sie es fertig bringen, diese verschiedenartigen Ansprachen nicht zu verwechseln und die für den Präfekten von Brüssel bestimmte Rede nicht dem Maire der Stadt Aachen zu halten? Ein solches Ereignis, welches höchst ärgerlich gewesen wäre, trat nicht ein; Josefine wußte sich in Aachen, wie wir noch sehen werden, mit weiblicher Schlauheit zu helfen, obwohl ihr Gedächtnis bis zum Endpunkt der Reise nicht standgehalten hatte. Wie sehr aber der Kaiser Recht hatte, seiner Frau im voraus einzuprägen, was sie sagen sollte, zeigte sich bald auf der Reise. Als die Bürgermeisterin von Rheims, wo man übernachtet hatte, sich verabschiedete, überreichte ihr Josefine ein prachtvolles Medaillon aus Malachit mit Brillanten besetzt und sagte, indem sie die Dame umarmte: „Das ist die Farbe unserer Hoffnungen.“ Diese Worte waren nichts als eine liebenswürdige Redensart ohne jede tiefere Bedeutung. Allein sie wurden von übelwollender Seite in der Zeitung: „Le Publiciste“ veröffentlicht. Als die Kaiserin in Aachen ankam, erfuhr sie, daß man ihre Worte, die ja nur eine Artigkeit sein sollten, gedruckt hatte. Sie geriet mehr und mehr außer sich und rief: „Ich habe das gar nicht gesagt, ich habe ja eine solche Dummheit gar nicht gesagt. Nein! Das ist doch wirklich zu stark.“

„Man muß die Worte sofort dementieren,“ sagte ihr Reisesekretär Deschamps. „Nein,“ erwiderte Josefine, deren Gedächtnis vor dem Vorschlage Deschamps' wieder klarer geworden sein mochte, „das würde dem Ereignis doch eine Wichtigkeit beilegen, die es nicht verdient. Ich werde einfach dem Kaiser ein paar Worte sagen lassen.“

Ein Courier ging auch wirklich nach Boulogne, und der Kaiser ließ Befehl an die Zeitungen ergehen,

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

niemals eine Antwort, sei sie von ihm oder der Kaiserin, zu veröffentlichen, ehe sie nicht im „Moniteur“ erschienen wäre.

Vor ihrer Abreise erhielt Josefine folgenden Brief ihres Gemahls:

„Meine liebe Frau!

Seit den vier Tagen, die ich von Dir getrennt bin, war ich immer zu Pferd und in Bewegung, ohne daß es irgendwie meiner Gesundheit geschadet hätte.

Herr Maret hat mich von Deiner Absicht, Montag abzureisen, benachrichtigt: Wenn Du in kleinen Abschnitten reist, kannst Du rechtzeitig im Bade eintreffen, ohne Dich zu sehr anzustrengen.

Da der Wind in der letzten Nacht sehr an Stärke zugenommen hatte, so riß sich eines der Kanonenboote auf der Reede los und geriet eine Meile von Boulogne auf den Felsen; ich glaubte, alles, Menschen und Schiff, wären verloren; aber es gelang uns, sie zu retten. Das Schauspiel war großartig: Alarmschüsse, der Strand von Feuer bedeckt, das Meer in brüllender Wut, während der ganzen Nacht die Angst, ob man die Unglücklichen retten würde oder nicht! Die Seele schwebte zwischen der Ewigkeit, dem Ozean und der Nacht! Gegen 5 Uhr früh klärte es sich auf, alles war gerettet und ich legte mich mit dem Gefühl, einen romantischen und epischen Traum durchlebt zu haben, nieder; ein Zustand, bei dem ich hätte glauben können, daß ich ganz allein wäre, wenn die Müdigkeit und der nasse Körper mir noch ein anderes Bedürfnis gelassen hätten, als das des Schlafs.“

Napoleons Briefe an Josefine zeichnen sich im allgemeinen durch ihre Kürze aus. Die vorstehende Naturschilderung, knapp, packend und anschaulich, ist ein Abbild seines ganzen Empfindens. Napoleon blieb nie an der Oberfläche haften; unter der Lava brodelte die Glut des Vulkans. Wie verschieden in ihrer Wirkung auf die Masse, in ihrer historischen Bedeutung war auch der Aufenthalt Josefines und Napoleons in Aachen, der alten Krönungsstadt, wo die neue Kaiserin jetzt einzog!

Digitized by Google

III. Ankunft in Aachen.

In Aachen waren natürlich umfassende Vorbereitungen getroffen worden, um die Kaiserin würdig zu empfangen. Triumphbogen waren errichtet, die Straßen sauber gefegt und mit Grün geschmückt. Nießner in seinen Aufsätzen: „Aachen in der Franzosenzeit" behauptet, die Unebenheiten der Feststraße wären mit vielem aufgeschütteten Sand ausgeglichen worden, um die Holprigkeit der Straßen der oft an Kopfschmerzen leidenden Kaiserin nicht so fühlbar zu machen. Diese Angabe ist in das Reich der Fabel zu verweisen. Auch bei der Ankunft Napoleons wurden die Straßen mit Sand bestreut (sablées) und zwar „nach altem Gebrauch", wie der Präfekt hinzufügte; sollte auch der Kaiser an Kopfschmerzen gelitten haben? Vermutlich hat Nießner, wenn er nicht etwa diesen Grund frei erfunden hat, wie z. B. die Urheberschaft Napoleons an den Nachgrabungen im Oktogon des Münsters, die Worte „ordonner que l'on balaye les rues que le sable répandu trop a couverts de boue" mißverstanden. Man reinigte die Straßen, weil sie infolge des vielen herumliegenden Sandes sehr schmutzig waren; daß sie alsdann wie beim Einzug Napoleons leicht mit Sand bestreut wurden, ist nicht unwahrscheinlich; wohl aber, daß die Stadt aus Sorge für das Befinden Josefines unzählige Fuhren Sand habe anfahren lassen, um die Straßen zu ebnen.

Zur Vorbeugung etwaiger Attentate oder unliebsamer Unglücksfälle war verboten, daß in den Straßen, welche die Kaiserin durchfahren sollte, Gerüste aufgestellt, die Dächer oder Fensterbrüstungen bestiegen, Schüsse abgegeben oder Feuerwerkskörper abgebrannt würden. Vor dem Hause, welches Napoleon seiner Gemahlin gekauft hatte, wurden die Bäume niedergeschlagen, damit der Zugang nicht behindert wäre. —

Die Feststraße war in schönster Ordnung, die Bürger bildeten Spalier, der süße Mob war bereit, sein Jubelgeschrei zu erheben, Josefines Wagen schwenkte jedoch ab und fuhr einen anderen Weg. Auf diese Weise entging sie der Ansprache der Stadtväter und — was wohl die Hauptsache war — wurde einer Antwort darauf enthoben. Die Schuld an diesem Vorkommnis wurde zwar dem übertriebenen Eifer eines Kuriers zugeschrieben, und die Kaiserin berief den Maire nachher zu sich. Sie beauftragte ihn dabei, dem Publikum zu versichern, wie sehr sie

Digitized by Google

diesen Vorfall bedauere. Diese Entschuldigungen waren aber offenbar nichts als eine Höflichkeitsphrase. Eine Feststraße, die mit Sand bestreut und mit Grün geschmückt ist, ist ohne weiteres als solche kenntlich, besonders, wenn zwei Reihen bewaffneter Bürger darin Spalier bilden. Es ist also nicht gut möglich, daß wirklich ein Versehen vorlag und daß Josefine unabsichtlich vom Wege abgebogen war. Viel wahrscheinlicher ist die Annahme, daß sie ihre Antwort auf die Begrüßungsansprache des Maire inzwischen vergessen hatte und auf diesem allerdings etwas ungewöhnlichen Wege die ihr unbequemen Repräsentationspflichten zu umgehen suchte — es war nicht das einzige Mal in Aachen. Diese Vermutung wird dadurch bestärkt, daß sie auch in der Audienz, die sie den Stadtvätern erteilte, eine Ansprache dadurch zu umgehen suchte, daß sie Ermüdung von der Reise vorschützte. In der Einladung zur Audienz schrieb nämlich der General d'Harville als Postkriptum: „Da Ihre Majestät von der Reise sehr ermüdet ist, so können die Begrüßungsansprachen nicht mündlich gehalten, sondern nur im Schriftsatz überreicht werden." Das ist ganz Josefine, wie sie sich um den unbequemen offiziellen Teil herumdrückt. Wenn sie wirklich durch ein Mißverständnis der ersten Ansprache entgangen war, so hätten ihre Kräfte unbedingt ausreichen müssen, um wenigstens jetzt das Versäumte nachzuholen.

Der Entwurf zu dieser verunglückten Begrüßungsansprache ist noch erhalten. Er lautet in deutscher Uebersetzung:

„Die Wünsche der Stadt Aachen sind endlich erfüllt. Ehemals die Hauptstadt des Westreichs, dem sie durch die erstaunlichste aller politischen Umwälzungen zurückgegeben ist, weiß sie in vollem Umfange den Vorzug zu schätzen, daß sich in ihren Mauern die erlauchte Gemahlin des erhabenen Wiederherstellers dieses selben Reichs aufhält, und sie zählt dieses glückliche Ereignis zu den ehrenvollsten ihrer Annalen. An ihre Geschichte vergangener zehn Jahrhunderte knüpfen sich viele sehr ruhmreiche Erinnerungen. Die ehrenvollste für sie ist zweifellos die unveränderliche Ergebenheit und der kindliche Respekt, den sie ihren Herrschern entgegenbringt, und an der sie es noch nie hat fehlen lassen. Diesem loyalen Charakter ihrer Einwohner verdankt sie das Wohlwollen, welches alle Kaiser ohne Ausnahme ihr schenkten, und ihre historische Be-

Digitized by Google

rühmtheit. Sie hat diese charakteristische Eigenschaft ihrer Vorfahren bewahrt, und ich erlaube mir, Euer Kaiserlichen Majestät zu versichern, daß der Große Napoleon schwer in seinem weiten Reich Untertanen finden wird, die ihm ergebener sind, die eifriger auf den Ruhm seiner Regierung bedacht sind, wie in Aachen.

Geruhen Euer Majestät die ehrfurchtsvollen Huldigungen dieser alten Stadt durch meine Person gütig entgegenzunehmen, und ihre schönsten Hoffnungen werden erfüllt werden, wenn Eure Majestät ihr die Gunst ihres mächtigen Schutzes zuwenden würde."

Allzu viel darf man aus offiziellen Begrüßungsansprachen nie folgern, besonders nicht unter französischer Herrschaft, wo man sich in überschwänglichen Worten nicht genug tun konnte. Auffällig wäre eine über das unbedingt notwendige Maß hinausgehende Begeisterung indessen keineswegs. Man darf das an der Westgrenze liegende und schon zehn Jahre von französischen Beamten regierte Aachen nicht mit dem Maßstab der altpreußischen Provinzen messen; um so weniger, als die französische Herrschaft in den Rheinlanden manches Gute geschaffen hatte. Josefine brachte durch ihre Anwesenheit in Aachen dem stark zurückgegangenen Bade neuen Glanz, starken Zufluß von Fremden und Gold. Der Besuch war in jeder Beziehung ein freudiges Ereignis für die Stadt; denn man verfehlte nicht, die alten Erinnerungen aufzufrischen, man konnte mit Recht wieder von der alten Kaiserstadt reden, die ihre Herrscherin gastlich aufnahm. Kein Wunder also, daß man Josefine wirklich gern kommen sah.

Dafür, daß diese Stimmung während ihres Aufenthalts noch zunahm, sorgte sie selbst durch ihr liebenswürdiges Wesen, das ihr auch in Aachen allgemeine Sympathie gewann. So machte sie sich z. B. sehr beliebt dadurch, daß sie einem alten Offizier, der beauftragt war, einen Brief an sie abzugeben und, mehr an das Kriegshandwerk, als an die Gebräuche der guten Gesellschaft gewöhnt, sich ohne weiteres neben sie auf das Sofa gesetzt hatte, mit aller Güte und Nachsicht begegnete. Sie wollte den ergrauten Diener des Vaterlandes nicht herabsetzen — andere Frauen hätten es wohl getan. Aber gerade bei derartigen Gelegenheiten wußte sich Josefine als wirklich gütige Dame zu zeigen. Man sprach den ganzen Tag über von weiter nichts, als von der „liebenswürdigen

Digitized by Google

Duldsamkeit" der Kaiserin. Diese Freundlichkeit, die sie gegen jeden an den Tag legte, war ein Ausfluß der Sanftmut und einer Gleichmäßigkeit der Stimmung, wie man sie selten findet. Sie entsprang wohl einer gewissen Sorglosigkeit und auch der Gleichgiltigkeit, die ihr die erziehenden Einflüsse der großen Welt beigebracht hatten. „Ich gewinne Schlachten," sagte Bonaparte früher einmal zu ihr, „Du aber, Josefine, gewinnst mir die Herzen."

IV. Das Gefolge.

Die Begleitung der Kaiserin umfaßte auf dieser Badereise nicht ihren gesamten Hofstaat, z. B. war die eine der Palastdamen, Gräfin Remusat, in Paris geblieben. Die entgegengesetzte Angabe Turquans beruht auf einem Irrtum, denn die Remusat erwähnt in ihren Memoiren selbst, daß nur ihr Gemahl die Kaiserin nach Aachen begleitet habe. Auch Herr von Beaumont, der Kammerherr, war mit der Kaiserin im Bade eingetroffen; ebenso die Oberhofmeisterin, die Herzogin von Larochefoucauld. Dies war eine kleine drollige und nichts weniger als schöne, aber dafür sehr geistreiche Frau. Sie blieb immer dieselbe; lebhaft und freimütig, trat sie stets ungeniert auf, verletzte dabei niemand, nahm aber auch nichts, weder Personen noch Dinge ernsthaft, sondern alles leicht und obenhin. Sie erklärte ganz offen, sie habe durch Annahme ihres Amtes dem Kaiser und seinem Hofe eine große Ehre erwiesen und, was das seltsamste war, der Kaiser schien selbst davon überzeugt zu sein. Er sagte ihr wohl manchmal, daß sie durch ihr allzu freies Auftreten ihrer Würde viel vergebe, aber dann entgegnete sie ihm, er verstehe nichts davon, wisse überhaupt mit Frauen nicht umzugehen. Von der Erscheinung der in Liebesdingen ungefährlichen Herzogin hob sich Josefines puderfrische Schönheit ab wie eine Libelle vom Waldesdunkel. Bedenklicher war schon die Nähe der Palastdame Madame de Vaudey, die mit ihrer sieghaften Erscheinung bei Napoleon damals mehr Erfolg hatte, als es die Reize der schon alternden Kaiserin vermochten. Die Vaudey war bei der Gründung des Kaiserreichs Palastdame geworden. Sie war von gutem Herkommen, die Tochter Michaud d'Arcons, der für die Belagerung von Gibraltar die schwimmenden Batterien erfunden hatte und später

Digitized by Google

Senator wurde. Ihr Gatte, Herr de Barberot de Bellegon, Herr auf Baudey, war Kapitän im Regiment Royal Bourgogne. Sie war sehr schön, geistreich, sehr intriguant, sang wunderschön und schriftstellerte auch. Als der Kaiser nach Aachen kam, um seine Rheinreise anzutreten, war Madame de Baudey bei allen Festen zugegen und eifrig bemüht, ihren kaiserlichen Herrn nach Möglichkeit zu zerstreuen. Napoleon trat ihr näher — recht nahe sogar. Frau von de Baudey stieg der Erfolg, den sie mit ihrer Schönheit erzielte, zu Kopf. Sie glaubte, sie müsse Josefine nun auch auf dem Gebiet des Schuldenmachens ausstechen. Zweimal bezahlte Napoleon, dann hatte er die Sache satt. „Ich würde," sagte er zu Duroc, „weder Geld noch Gutmütigkeit genug besitzen, um das, was ich billig haben kann, für schweres Geld zu erkaufen. Danken Sie Madame de Baudey für ihre mir erwiesenen Gefälligkeiten und sprechen Sie mir nicht mehr von ihr." Madame de Baudey drohte, sich zu vergiften, falls die Schulden nicht bezahlt würden, der dienstituende Adjutant fand sie bei seinem Besuch aber zu ganz anderen Dingen aufgelegt, als zum Selbstmord; man veranlaßte sie infolgedessen, ihr Amt als Palastdame niederzulegen. Sie ist dieselbe Dame, welche später den Herzog v. Polignac aufsuchte, um ihm die Ermordung Napoleons vorzuschlagen. Sie starb, halb erblindet und zur Bettlerin geworden.

Damals in Aachen stand sie noch auf dem Zenith des Erfolges. Es erscheint daher durchaus glaubhaft, wenn Cünzer in seiner hübschen Novelle „Folie des Dames" Josefine mit ihrer Rivalin die spitzesten und anzüglichsten Reden austauschen läßt. Der Verfasser hat unzweifelhaft aus guten Quellen geschöpft und seine Schilderungen kommen der historischen Wahrheit vielleicht ebenso nahe, wie die absichtlich gefälschten offiziellen Berichte jener Zeit. Der einzige Fehler, der sich Cünzer nachweisen läßt, ist der, daß er anstelle des Maire Kolb Herrn von Lommessen nennt, ein gewiß verzeihlicher Irrtum, wenn man bedenkt, daß Lommessen tatsächlich bald nachher Stadtoberhaupt wurde. Bei Anwendung genügender Kritik ist die Cünzersche Darstellung daher sehr wohl zu berücksichtigen, nur muß man die stark idealisierte Charakterschilderung Josefines bedeutend abschwächen. Die Kaiserin, die es früher nicht verschmäht hatte, sich während Napoleons Abwesenheit an der Jugendfrische des Herrn Charles zu erfreuen, die auch andere zweifelhafte Bekanntschaften gepflegt hatte, war alles weniger, als der Spiegel der Tugend, die Zierde der

Digitized by Google

Weiblichkeit, das Ideal der Frau, als das sie in Aachen gefeiert wurde. Auch sonst ist Josefine immer recht milde beurteilt worden, im Gegensatz zu Napoleon, dem erst die neuere Forschung gerecht zu werden beginnt.

Als die Scheidung ausgesprochen war, sagte die Kaiserin eines Tages, als habe sie einen Trost gefunden: „Trauerkleider stehen mir gut . . . ich werde sie während eines ganzen Jahres tragen." Nichts ist bezeichnender für Josefines Charakter, als dieser Ausspruch; selbst noch in dieser Stunde denkt sie an den Eindruck, den ihre Erscheinung machen wird! Die Neigung für Pracht und Putz haben sie nie verlassen. Als sie allein in Malmaison lebte, setzte sie das frühere Leben genau so fort und saß immer königlich geschmückt, auch wenn sie niemand erwartete. Noch am Morgen vor ihrem Tode legte sie ein neues kostbares Kaschmirkleid an, das Tags zuvor von Paris angekommen war, weil sie glaubte, der Kaiser Alexander werde kommen, und als sie starb, war sie noch mit Blumen und Edelsteinen frisiert und ganz mit rosa Atlasschleifen bedeckt. Sie lebte und starb wie ein glänzender Schmetterling, der leichthin durch die Welt flattert und jedermann durch seine leuchtenden Farben erfreut.

Außer ihrem eigentlichen Hofstaat waren im Gefolge der Kaiserin natürlich noch andere Personen. Zuerst der Präfekt Mechin, die erste Persönlichkeit des Departements, nebst seiner schönen Gattin; die Generalität, der Maire mit seinen Beigeordneten usw. Die Stadt hatte auf einen ebenso zarten wie deutlichen Wink von Paris her eine besondere Ehrengarde gebildet, die ihren Dienst bald nach dem verunglückten Empfang angetreten hatte. Kommandant dieser Garde war Herr v. Fürth. Die Uniform war eine Jägerkleidung, grüner Rock mit schwarzen Aufschlägen, gelber Weste und Pantalons und Husarenstiefeln.

V. Die Toilette.

Das Leben der Kaiserin im Bade verlief im allgemeinen ziemlich einförmig. Ihre Hauptbeschäftigung bestand hier, wie überhaupt, in der Toilette. Die Morgenstunden waren ausschließlich durch die Sorge für die erste Promenadentoilette ausgefüllt. Sie begann hiermit, sobald sie nach dem Aufstehen

Digitized by Google

ein leichtes Frühstück genommen hatte. Ein wesentlicher Teil dieser Toilette wurde sehr geheim gehalten; nur die vertrauten Kammerfrauen hätten Näheres darüber verraten können. Die Kaiserin verbrauchte viel rote und weiße Schminke; außerdem eine größere Anzahl kosmetischer Mittel, hauptsächlich zur Verjüngung und Verschönerung ihres Gesichts. Den Inhalt dieser kleinen Döschen und Töpfchen handhabte sie mit ungemeiner Geschicklichkeit. Sobald diese wichtige Tätigkeit beendet war, hüllte sie sich in einen eleganten, spitzenbesetzten Pudermantel und ließ sich frisieren, eine höchst umständliche und langwierige Arbeit. Während des Frisierens durften ihre Hofdamen eintreten und ihr guten Morgen wünschen.

Alsdann brachte man in Körben und Kartons verschiedene Roben mit den zugehörigen Hüten und Shawls; sie prüfte alles und wählte sorgfältig, was ihr im Augenblick am besten gefiel. Ihre Hüte waren stets mit Blumen und Federn geschmückt, und sie trug sie fast immer, weil sie ihr sehr gut standen.

Das Hauptbekleidungsstück bildete ein Shawl, in den sie sich mit einer Eleganz einhüllte, die ihr keine andere Dame nachzumachen verstand. Sie soll deren 300 bis 400 besessen haben, viele davon sollen 8000, 10 000 und 12 000 Franken gekostet haben. Die Präfektin Mechin erhielt einen kostbaren Shawl von der Kaiserin als Geschenk. Oft ließ Josefine aus ihren Shawls Mäntel und Roben machen, selbst Bettdecken und Lager für ihre kleinen Hunde, deren sie stets einen bei sich hatte. Auch Cinzer erwähnt ein solches kleines Ungeheuer, mit Namen Mondit, der sich durch seine Frechheit unliebsam hervortut. Ob diese Schilderung auf Berichten von Augenzeugen beruht, muß freilich dahingestellt bleiben.

In ihrer Leibwäsche war die Kaiserin nicht weniger üppig. Die Leinwand konnte nicht zart und kostbar genug sein; die geringsten Stücke waren mit den schönsten Spitzen besetzt. Dabei wechselte sie die Wäsche unausgesetzt, gewöhnlich zwei-, dreimal am Tage, sodaß man nicht mit Unrecht behauptet hat, Josefine hätte eigentlich nichts anderes getan, als sich aus- und anzukleiden. Zu ihren besonderen Eigenheiten gehörte noch, daß sie nie andere als ungewaschene Strümpfe trug und jedes Paar nicht mehr als einmal benutzte. Kein Wunder, wenn der Kaiser von dieser Inanspruchnahme seiner Schatulle wenig entzückt war. Es gelang ihm jedoch nicht, die Verschwendungssucht seiner Gemahlin zu besiegen. Uebrigens war Napoleon selbst trotz aller Einfachheit seiner

Digitized by Google

äußeren Erscheinung in seiner Garderobe oft recht verschwenderisch. So kam es ihm z. B. beim Ankleiden keineswegs darauf an, ein Kleidungsstück, welches ihm unbequem war, einfach ins Feuer zu werfen. Ebenso hatte er die seltsame Gewohnheit, das Kaminfeuer immer mit den Füßen zurechtzustoßen, wodurch er die Spitzen seiner Schuhe und Stiefel verbrannte, die dann natürlich unbrauchbar geworden waren. Wenn er bei einer Gelegenheit aber in Zorn und Aufregung geriet, so arbeitete er förmlich mit den Füßen im Feuer herum. Der Unterschied zwischen ihm und Josefine bestand aber, abgesehen davon, daß der Kaiser trotzdem nicht übermäßig viel Geld für seine Kleidung verbrauchte, darin, daß Napoleon eine Ausnahmenatur war, auf die kein Maßstab zugeschnitten ist, die aus sich selbst beurteilt werden muß, während Josefine nichts war, als eine graziöse und liebenswürdige Verschwenderin.

Da wir über die Toiletten der Kaiserin in Aachen keine sonstige zuverlässige Nachrichten haben, dürfte die Beschreibung einer solchen Gesellschaftsrobe Josefines in der „Folbe des Dames" — selbstverständlich unter Vorbehalt — nicht ohne Interesse sein. Cünzer schreibt: „Sie trug ein Kleid von goldgestickter Gaze mit der damals üblichen sehr kurzen Taille und ziemlich langen Schleppe, die sie so unnachahmlich zu tragen verstand, mit einem Besatz von goldenen Kornähren — eine Art Bandeau mit goldenem Netz im Haare, und über der Stirn ein prachtvolles Diadem von Diamanten, von Herrn Nitot nach dem Muster eines von Demoiselle Georges im Britannicus getragenen angefertigt, unter dessen Reif einzelne der kleinen a la Titus geordneten Locken auf Stirn und Hals niederfielen und deren blendende Weiße noch mehr hervorhoben. Weit vom Halse abstehend trug sie eine Art Stuartskragen von außerordentlich feinen Goldspitzen, dazu ein Kollier von Diamanten, als Ohrgehänge zwei einzige birnförmige Perlen von enormem Werte."

Eine Nachprüfung dieser Beschreibung auf ihre historische Glaubwürdigkeit ist nur in einem Punkte möglich, und dieser gibt doch zu Bedenken Anlaß. Die Georges wurde zuerst im Nivose des Jahres XI bei Napoleon eingeführt. Die intimeren Beziehungen zu dieser Schauspielerin werden nicht lange danach begonnen haben. Josefine kam, wie Masson berichtet, bald hinter diese Liaison und machte ihrem Gatten entsetzliche Szenen. Es ist daher wenig wahrscheinlich, daß sie in Aachen eine Coiffure nach dem Vorbild

Digitized by Google

der Rivalin trug. Immerhin ist nicht ausgeschlossen, daß Cinzer einige zutreffende sonstige Einzelheiten von Augenzeugen gehört hat, denn derartige Personen lebten bei Niederschrift der Novelle in Aachen zweifellos noch in größerer Zahl.

VI. Der Tageslauf.

Sobald die Morgentoilette beendet war, begab sich die Kaiserin von ihrer Wohnung, dem Palast der Präfektur in der jetzigen Alexanderstraße, nach der Kurpromenade, wo sie den Brunnen trank; dann wurde das Bad genommen.

Die Badehäuser befanden sich damals in einer trostlosen Verfassung. Aachen war ja schon seit längerer Zeit wirtschaftlich stark herabgekommen, und der Schlendrian in der städtischen Verwaltung, sowie die Revolutionskriege hatten das ihrige dazu beigetragen, die Finanznöte noch zu vergrößern.

Man hat mit Vorliebe die Verantwortung für diese Zustände auf die Assignatenwirtschaft und auf Erpressungen usw. der französischen Behörden zu schieben versucht, dabei aber vergessen, daß die hochmögenden Herren auf dem Aachener Rathaus selbst einen großen Teil der Schuld trugen. Ihr Grundsatz war:

Wer für sich selbst am meisten sorgt,
Wenn knapp das Geld, auf Zinsen borgt,
Die dann die Enkel nicht bezahlen,
Kennt nicht der Sorgen böse Qualen.

Der beste Beweis dafür, daß selbst die französische Verwaltung an dem alten gemütlichen System der städtischen Behörden nichts geändert hatte, ist eine preußische, teilweise recht grob abgefaßte Regierungsverfügung an den Oberbürgermeister von Guaita aus dem Jahre 1818, in der es u. a. heißt: „Denn dadurch, daß die zu einer Arbeit bestimmten Fonds häufig zu anderen Gegenständen verwendet, und die Arbeitsleute nie richtig bezahlt werden, ist der Kredit der Stadt so gesunken, daß für städtische Arbeiten beinahe keine Unternehmer mehr zu haben sind, und dieselben nur schlecht ausgeführt werden. Dies beweist unter vielen anderen Beispielen seit einem Jahre auch das Marschier-Tor, wo an dem Dache im folgenden Quartale regelmäßig verfault, was im Trimester vorher daran gemacht worden ist."

Digitized by Google

Bei den Bädern lag die Sache noch besonders ungünstig, weil man keinerlei Einnahmen daraus zog, aber trotzdem für die Unterhaltung der Gebäude sorgen mußte. Die Stadt hatte nämlich, um bares Geld in die Hände zu bekommen, sich von den Pächtern den Wert der Badehäuser in Kapital auszahlen lassen, eine Summe, die von dem nächsten Pächter dessen Vorgänger wieder erstattet werden mußte. Gegen dies Verfahren ist an sich nichts einzuwenden, für die verschuldete Stadt aber war es ein höchst gefährliches Manöver; man denkt unwillkürlich an den Strohhalm, nach dem der Ertrinkende greift. Als die Kaiserin Josefine in Aachen weilte, mußte der Maire in einer Bittschrift zugestehen:

„Ich habe es sehr schmerzlich empfunden, daß ich Euer Kaiserlichen Majestät keinen Badesaal zur Verfügung stellen kann, der würdig gewesen wäre, unserer erhabenen Herrscherin zu dienen. Ich muß ferner beklagen, daß mir die Mittel dazu fehlen, um über der heilkräftigen Quelle, die in einem Keller des Kaiserbades verborgen ist, einen Trinkbrunnen herzustellen."

Haagen behauptet, für Josefine sei im Karlsbade ein sehr geräumiges Bad von schwarzem Marmor hergestellt worden, und auch Nießner, dem jede Fähigkeit zu kritischer historischer Arbeit abgeht, hat dies im Vertrauen auf die Autorität Haagens abgeschrieben. Gegen diese Annahme sprechen aber gewichtige Bedenken. Poissenot, der zuverlässigste Gewährsmann, soweit seine französische Gesinnung die Sachlichkeit nicht beeinträchtigt, erwähnt hiervon nichts. Er schreibt vielmehr 1808, daß ganz kürzlich im Karlsbad ein sehr hübsches „Marmorbassin" für hochstehende Personen, welche die Bäder von Aachen besuchen wollen, hergestellt worden sei. Hier ist also weder von einem geräumigen Bade die Rede, noch davon, daß man es für Josefine gebaut habe; Poissenot würde diese Aufmerksamkeit bei der ganzen byzantinischen Tendenz seines Buches sicher nicht unerwähnt gelassen haben.

Josefine bewohnte bekanntlich zuerst das Jacobische Haus und siedelte bald nach ihrer Ankunft in die Präfektur über. Aus einem Schreiben des Präfekten an den Maire geht hervor, daß die Kaiserin darauf bestand, das von Napoleon gekaufte Grundstück zu bewohnen, daß man aber schon vor ihrem Eintreffen versucht hatte, in anderem Sinne auf sie einzuwirken. Madame X. erzählt, Napoleon habe das Jacobische Grundstück gekauft, weil ihm viel daran lag, die Be-

Digitized by Google

wohner der annektierten Departements an Frankreich zu fesseln. Aus diesem Grunde habe er das Haus viel zu hoch bezahlt, und die Kaiserin mochte sich wohl dadurch falschen Voraussetzungen über dessen Beschaffenheit hingegeben haben. Sie beharrte auf dem Wunsche, dort zu wohnen, trotz der Einwirkung des Präfekten. Sie wollte ohne Wissen des Kaisers nicht die Wohnung wechseln. Als man in Aachen ankam und statt des erwarteten Komforts und statt der Eleganz ein elendes kleines Haus — wie Madame X. sich ausdrückt — vorfand, hielt Josefine es doch für geboten, den Vorschlag des Präfekten anzunehmen. Die Uebersiedelung erfolgte also nicht, wie man annehmen könnte, wegen der günstigeren Lage der Präfektur zu den Bädern und zur Kurpromenade.

Der Badearzt Josefines war Dr. Reumont, den Napoleon im folgenden Jahre zum Aufsichtsarzt der Thermalquellen ernannte; von der Kaiserin erhielt er eine goldene Sackuhr und 50 Louisdor zum Geschenk. Er behandelte später auch den Prinzen Louis Bonaparte, nachmaligen König von Holland, und die Prinzessin Pauline Borghese. Reumont hatte Josefine eine Stunde Ruhe nach dem Bade anempfohlen; hierauf folgte dann eine längere Beschäftigung, Vorbereitungen zur Frühstückstoilette. Nachher unternahm man Ausflüge in die Umgebung der Stadt.

Cünger erwähnt, Josefine habe sich bei diesen Spazierfahrten einer offenen, weit zurückgeschlagenen Kalesche mit Kissen von rotem Scharlach bedient, die von 8 milchweißen, prächtig geschirrten Pferden gezogen wurde; der Wagen sei reich vergoldet gewesen, mit goldenen Bienen auf weißem Grunde geschmückt; die Dienerschaft sei glänzend equipiert gewesen, grün mit goldener Stickerei. Prüfen wir, was hieran historisch zutreffend ist.

Was die Ausschmückung des Wagens anlangt, so steht unzweifelhaft fest, daß er, wie alle napoleonischen Fuhrwerke, mit goldenen Bienen geschmückt war; auch die Beschreibung der Livreen ist einwandsfrei. Josefine hatte tatsächlich einen Teil ihres Marstalls mit nach Aachen gebracht. Er bestand aus zwei Wagen, einer Chaise, einer Karre und 24 Pferden; das Personal umfaßte etwa 15 Köpfe. In einer Nummer des „Aachener Merkur" aus dem Jahre 1804 wird erwähnt, daß von den 4 Wagen, welche die Kaiserin in Paris benutzte, einer mit 8 und drei mit 6 Pferden bespannt waren und daß Josefine selbst mit 8 Grauschimmeln fuhr. Danach scheint sie das kostbare Gespann wirklich mit nach Aachen genommen zu haben.

Digitized by Google

Ein Brief des jungen Violinisten Urhan, worin dieser seine Reise nach Paris mit dem Fuhrpark der hohen Gönnerin beschreibt, steht hiermit nicht im Widerspruch. Urhan sagt zwar, er sei in dem mit 6 bräunlichen Pferden bespannten Wagen Josefines gefahren; es ist jedoch nicht anzunehmen, daß man die 8 besten Pferde als Zugtiere auf der Rückreise nach Paris benutzt haben würde. Rechnet man für jeden Wagen 6 Pferde, für die Chaise und die Karre je zwei, so bleiben gerade 8 Pferde übrig, die nicht als Zugtiere eingespannt wurden, höchstwahrscheinlich unsere 8 Schimmel.

Man kann sich denken, welchen Eindruck die „jugendfrische" Josefine erzielte, wenn sie mit solcher Pracht im Bade auftrat. Galt es doch auch, den Abstand zwischen der Generalin Bonaparte und der Kaiserin der Franzosen nachdrücklich zu betonen. Man muß Josefine aber zugestehen, daß sie sich mit Grazie und Würde in die neue Rolle fand und daß sie zuviel natürlichen Takt besaß, um sich durch Dünkel oder Hochmut etwas zu vergeben. Gerade weil sie auch als Kaiserin niemanden geringschätzig behandelte, flogen ihr aller Herzen zu.

Trotz des prunkhaften äußeren Apparates hatten die Spazierfahrten Josefines einen ganz intimen Charakter. Sie war froh, wenn sie sich den offiziellen Verpflichtungen entziehen konnte.

Einige Tage nach der Ankunft fuhr sie z. B. nach Ketschenburg; von dort begab sie sich mit ganz kleinem Gefolge nach der Frankenburg, besuchte die warmen Seen und heißen Quellen, sowie den Teich der Abtei in Burtscheid, darauf das Haus des Fabrikanten Pastor dortselbst und besah sich von dort aus die schöne Gegend. „Jeder Einwohner durfte sich ungehindert nahen und alle wurden von Ihro Majestät mit der huldreichsten Freundlichkeit begrüßet. Aller Orte schallte Ihr: „Es lebe unsere Kaiserin!" entgegen," sagt der offizielle Zeitungsbericht. Josefine kehrte von da, begleitet von mehreren Wagen und einer kleinen Bedeckung Jäger und Gendarmen, die sie inzwischen wieder eingeholt hatten, gegen 3 Uhr nach Aachen zurück.

An einem anderen Tage besuchte sie das Schloß Vailsbroich und das Landhaus der Familie Clermont in Blumenthal, wo sie gleichzeitig die Tuchfabrik besichtigte. Ob ihr der Besuch von Napoleon vorgeschrieben war, weil Vailsbroich ein altes Jagdhaus Karls des Großen gewesen sein soll, mag dahingestellt bleiben.

Digitized by Google

Die Zeitungsberichte aus dieser Zeit sind nur mit größter Vorsicht zu benutzen. Unter der französischen Herrschaft wurde zwar eine eigentliche Zensur damals nicht ausgeübt; man hatte aber ein sehr wirksames Mittel in der Hand, unliebsame Redakteure kalt zu stellen, indem man einfach die Zeitung unterdrückte. Von diesem sanften Zwang hat der Kaiser sehr oft Gebrauch gemacht.

Auch die Aachener Blätter hatten offenbar nicht die gewünschte Begeisterung gezeigt oder sonst zu Klagen Veranlassung gegeben; denn am 12. Thermidor, also vier Tage nach der Ankunft Josefines, erging ein Rundschreiben des Maire an die Aachener Zeitungen, folgenden Inhalts:

„Ich habe mit Bedauern bemerkt, daß Sie wenig Sorgfalt auf die Redaktion der Zeitungsartikel aus dieser Stadt verwenden, die durch die Anwesenheit, mit der uns Ihre Majestät die Kaiserin beehrt, ein besonderes Interesse bieten.

Ich fordere Sie daher auf, nur die in dem „Postillon de la Roer" veröffentlichten Artikel oder solche, die Ihnen von der Mairie übersandt werden, aufzunehmen, und bei der Uebersetzung der Auszüge, die Sie daraus bringen, die notwendige Sorgfalt und Genauigkeit anzuwenden."

Damit war natürlich die größte Uebereinstimmung und die gewünschte Beeinflussung der öffentlichen Meinung, auf die der Kaiser besonderen Wert legte, gewährleistet.

Nach den Ausfahrten folgte wieder eine Toilette, diesmal für das Mittagsmahl; nach demselben fuhr Josefine ins Theater oder amüsierte sich anderweitig. Arbeit liebte sie nicht; sie hielt zwar manchmal eine Stickerei in der Hand, man hat sie aber selten einen Stich daran arbeiten sehen. Statt dessen empfing sie lieber, wie in Aachen, einen Silhouettenschneider, unterhielt sich fast eine halbe Stunde mit ihm über die Goldradier- und Silhouettenkunst und ließ sich am folgenden Tage nebst ihren Hofdamen in Gegenwart des ganzen Gefolges silhouettieren. Da ihr die Porträts recht gut gefielen, bestellte sie noch einige Landschaften, die ihr nach Paris nachgeschickt werden sollten. Wahrscheinlich wird der Silhouettenschneider, der das Konterfei der Kaiserin auch dem Publikum zum Kauf anbot, gute Geschäfte damit gemacht haben.

Eines Abends nach dem Diner — Josefine war nicht im Theater gewesen — unterhielt man sich noch einige Zeit, bevor man zur Ruhe ging. Jemand er-

Digitized by Google

wähnte einen Reliefplan von Paris, der sich in Aachen befände. Trotz der vorgerückten Stunde beschloß die Kaiserin, ihn sogleich zu besichtigen. Da der Abend sehr schön war, begab man sich zu Fuß an Ort und Stelle. Während nun Josefine mit ihrem Gefolge in die Betrachtung des Plans vertieft war, hatte sich im Publikum das Gerücht von der sonderbaren nächtlichen Expedition verbreitet; im Augenblick wurden die Fenster der Häuser in den Straßen, welche die Kaiserin zu passieren hatte, beleuchtet, und eine große Menschenmenge eilte herbei. Josefine war von dieser Kundgebung der öffentlichen Teilnahme für sie sehr gerührt. Es war aber wenig angenehm für sie und ihr Gefolge, sich durch die Menge hindurchzuwinden. „Wir müssen uns," berichtet eine der Hofdamen, „inmitten dieser schlicht gekleideten Leute mit unseren Federn, unseren Diamanten und unseren schleppenden Roben wirklich sonderbar ausgenommen haben! Wir erreichten glücklich das Präfekturgebäude und die Kaiserin gab zu, daß ihre nächtliche Promenade ein Uebermut gewesen wäre."

Das Diner nahm Josefine in der Regel mit ihrem Gefolge ein. Dies waren außer den bereits genannten Personen: Madame de Colbert, Madame de Lucay nebst Tochter, Hofstallmeister de Foulens und Herr d'Aubusson. Auch der Privatsekretär Deschamps wurde zur Tafel zugezogen. Madame de Vaudey erzählt, sie habe sich, wenn es irgend anging, neben Deschamps gesetzt, weil er sehr munter in der Unterhaltung gewesen sei. So setzte er ihr eines Tages auseinander, daß die Art der Nahrungsmittel, die man zu sich nimmt, einen gewissen Einfluß auf die intellektuellen Eigenschaften hätten; er machte einen Unterschied zwischen Speisen, die dumm machen, und Speisen, welche die geistige Tätigkeit fördern. Er behauptete, man solle Rebhühner und gewisse Fleischsorten essen, Gemüse dagegen vermeiden, weil es schwer zu verdauen wäre und dadurch die geistige Tätigkeit hemme.

Zu den gewöhnlichen Tischgästen in Aachen zählte auch der General Franceschi und seine Gemahlin. Diese konnte sich nicht darüber trösten, die Hand Josef Bonapartes ausgeschlagen zu haben. „Aber," pflegte sie zu sagen, „wer konnte denn damals vorher wissen, was geschehen würde." Vielleicht hat diese Reue zu den heftigen Streitigkeiten mit ihrem Manne, die sehr häufig waren, und sogar zu kleinen Handgreiflichkeiten übergegangen sein sollen, beigetragen.

Digitized by Google

Noch eine andere Dame, deren Gemahl ein Kommando in Köln hatte, hielt sich damals in Aachen auf. Sie wußte, daß der kaiserliche Hof, wenn er Aachen verließ, sich nach Köln begeben würde, und da sie ihre dortigen Freundinnen vor Ungeschicklichkeiten bewahren wollte, so gab sie ihnen für den Fall einer Vorstellung gewisse Anweisungen. Sie teilte ihren Freundinnen mit, daß drei Verbeugungen zu machen wären: eine an der Tür des Salons, eine zweite in der Mitte desselben, eine dritte einige Schritte weiter, verbunden mit einer „Abschwenkung". Diese Instruktion brachte die Kölner Damen in die größten Schwierigkeiten. Die meisten waren schon bei Jahren, einige so korpulent, daß ihnen der Versuch, eine Schwenkung zu machen, leicht hätte gefährlich werden können. Madame Duchaynar, deren Gemahl in Köln angestellt war, fand sich gleich nach Ankunft der Madame de Vaudey bei dieser ein, um sie wegen der dritten Verbeugung, welche die Kölner Damen schon seit vierzehn Tagen sich einzuüben bemühten, zu befragen. Natürlich wurde bei Hofe herzlich darüber gelacht.

VII. Offizielle Pflichten.

Der Aufenthalt Josefine's im Bade diente nicht allein der Erholung; der Kaiser verband vielmehr damit den besonderen Zweck, seine Herrschaft in dem neuen Departement beliebt zu machen. Es genügte ihm nicht, daß Josefine sich hier und da zeigte und durch ihre Liebenswürdigkeit die Zuneigung des Publikums erwarb, sondern er hatte der Kaiserin gewissermaßen seine eigene Rolle zugedacht. Bei der Schnelligkeit, mit der Napoleon seine Reisepläne änderte, kann es nicht überraschen, wenn der Zeitpunkt seiner Rheinreise nicht lange vorher bestimmt wurde. Ob er überhaupt ursprünglich beabsichtigt hatte, mit Josefine in Aachen zusammenzutreffen, scheint sehr fraglich. Noch am 26. Thermidor fragte er bei ihr an, wann sie ihre Badekur zu beendigen beabsichtige, und alles war schon zu Josefines Rückkehr nach Paris vorbereitet, als ganz plötzlich die Nachricht von dem bevorstehenden Eintreffen Napoleons in Aachen anlangte.

Josefine hatte sich inzwischen wohl oder übel dazu verstehen müssen, die Unbequemlichkeit ihrer offiziellen Pflichten auszukosten.

Digitized by Google

Wir haben schon gesehen, daß sie bei den offiziellen Empfängen, mit denen sie sich zuerst abplagen mußte, ihre besondere Not mit den Antworten hatte. Stecken blieb sie jedoch nicht; dazu war sie zu gewandt und durch den Verkehr in der großen Gesellschaft zu gut vorgebildet: was ihrem Gedächtnis fehlte, ergänzte sie aus eigenen Mitteln durch Liebenswürdigkeit — oder stellte sich leidend. Wenn sie am Tage ihrer Ankunft, die sich entgegen den Festsetzungen des Programms erheblich verzögert hatte, etwas angegriffen war, so ist das schließlich nicht verwunderlich. Der Kaiser hatte alle Relais an der Straße bestimmt, ohne sich vorher zu unterrichten, ob die Straße durch den Ardenner Wald, deren Bau er unlängst angeordnet hatte, auch wirklich hergerichtet war. Josefine und ihre Begleitung kamen von dem einen zum anderen Relais nur mit den größten Schwierigkeiten und unter der beständigen Gefahr, umgeworfen zu werden. „Man sollte doch," sagt Madame X. in ihrem Tagebuch, „Damen nicht reisen lassen, als wären es Dragoner."

Zur Audienz bei der Kaiserin erschienen der Maire mit seinen Beigeordneten, der Bischof Berdolet, die hohen Beamten, Offiziere usw.; auch die Damen der Offiziere und Beamten, der angesehensten Kaufleute und sonstiger bekannter Personen. Für jeden der Vorgestellten wird Josefine ihrer Gewohnheit nach ein gütiges Wort gehabt haben.

Gewissermaßen als Vertreterin Napoleons besichtigte die Kaiserin einige Tuchfabriken und eine Nadelfabrik, beobachtete — ganz nach berühmtem Muster — „mit Sorgfalt und Interesse die verschiedenen Grade der Fabrikation" und sicherte einem verdienten Arbeiter eine Pension zu. Auch dies gehörte zu dem ständigen Repertoir napoleonischer Fabrikbesichtigungen. Man kann sich ungefähr die Gedanken Josefines bei diesen Besuchen vorstellen; wie unendlich gleichgiltig mögen ihr wohl diese Einzelheiten der Technik gewesen sein!

Ein anderer Teil des Programms galt den Wohltätigkeitsanstalten. Allzu eilig hatte die Kaiserin es mit diesen Besuchen nicht. Sie traf am 8. Thermidor in Aachen ein und besuchte das Elisabeth-Spital erst drei Wochen später. Sie wurde dort zuerst in das sogenannte Werkhaus geführt, wo sie eine Bittschrift entgegennahm, die auf dem Sessel eines besonders aufgestellten Thrones lag; dann begab sie sich zu den Kranken und von dort zur Kirche, um „mit großer Auferbaulichkeit" zu beten. Man hat aus dieser Mit-

Digitized by Google

teilung eines Aachener Bürgers den Schluß gezogen, Josefine sei von einer besonderen Frömmigkeit beseelt gewesen. Ganz abgesehen davon, daß bei dem ganz beschränkten Horizont des Chronisten auf diese Angaben nicht viel zu geben ist, sind gegen diese Auffassung auch sonst schwerwiegende Bedenken zu erheben. Die besondere „Auferbaulichkeit" Josefines und Napoleons kehrt auch in den Zeitungsberichten so häufig wieder, daß die Mache unverkennbar ist. Wie dem Kaiser diese Frömmigkeit Mittel zum Zweck war, sieht man am besten aus dem Bericht der Gräfin Remusat über den Empfang in Gent. Sie erzählt, die Aufnahme sei dort sehr kühl gewesen; man sah nur neugieriges, aber kein begeistertes Volk. Bonaparte merkte es sofort und ärgerte sich darüber. Er sprach davon, gleich weiter zu reisen, besann sich aber bald und sagte zu Josefine: „Ich weiß recht gut, woran das liegt. Diese Bevölkerung ist sehr fromm und steht unter dem Einfluß der Priester. Wir müssen durchaus morgen einem großen Hochamt andächtig beiwohnen; dadurch gewinnen wir die Geistlichkeit und mit ihr das Volk." Es war gerade Sonntag, und Bonaparte begab sich mit seiner Gemahlin und einem glänzenden Gefolge sehr ostensibel nach der Kathedrale und hörte „andächtig" Messe und Predigt, unterhielt sich auch nachher sehr leutselig mit dem Bischof. Als er sich nachmittags öffentlich zeigte, wurde er mit lautem Zuruf empfangen Nach dem gleichen Rezept verfuhr man sicher auch in Aachen

Vom Elisabeth-Spital begab sich die Kaiserin nach dem Spital in der Jakobstraße, dann in das Armeninstitut, welches nach ihr Josefinum benannt worden ist. Nun scheint ihr die Sache langweilig geworden zu sein, denn in das Militär-Lazarett schickte sie den Oberstallmeister d'Harville. Man hätte annehmen sollen, daß Josefine die kranken und verwundeten Soldaten, die ihre Gesundheit im Dienste Napoleons verloren hatten, selbst hätte aufsuchen wollen; aber für Wohltätigkeit, die persönliche Opfer verlangt, war ihre Natur nicht geschaffen. Der offizielle Bericht verfehlt zwar nicht, die Gaben der Kaiserin in das rechte Licht zu setzen; anknüpfend an zwei recht belanglose Spenden, um die sie besonders gebeten war, heißt es: „Die Witwe Lallemand und Antoine Pernot wandten sich kaum an die Kaiserin, so schickte diese ihnen auf der Stelle die trostreichsten Hilfsmittel zu, mit jener Freygebigkeit und Güte, die sich in allen Ihren Zügen schildert, in allen Ihren Worten spricht, und in allen Ihren Handlungen hervorstrahlt."

Digitized by Google

Wahre Wohltätigkeit macht nicht mit solchen Kleinigkeiten Reklame. Man tut Josefine gewiß kein Unrecht, wenn man sich Turquan anschließt, der den Ruf ihrer Wohltätigkeit folgendermaßen einschränkt: „Sie hat sich allerdings stets hilfsbereit gezeigt, hat ohne zu zählen denen gegeben, die sie baten. Das ist gewiß lobenswert, allein ihre Güte erstreckte sich nur auf die, welche sich an sie wendeten. Ihre Indolenz hielt sie ab, sich um Unglückliche zu bekümmern, die nicht zum Kreise ihrer Umgebung gehörten; ihr träges Herz hatte nie eine Regung, mit großem Beispiel anderen voranzugehen. Ihre für das Wohltun vorhandenen natürlichen Angaben wurden von dem absorbiert, was sie für die tat, deren Unglück ihr irgendwie auf ihrem Wege begegnete. Umschau unter den Bedürftigen hielt sie nicht, denn ihre Zeit war zu sehr von allerlei eitlen Dingen beansprucht. Man muß Josefine des Guten wegen, das sie tat, rühmen, man darf aber nicht vergessen, daß sie bei den ergiebigen Mitteln, die ihr zur Verfügung standen, mehr hätte tun können, und daß das Gute, was sie tat, nie eine Entsagung für ihre eigene Person in sich schloß. Hat sie je eine Robe, einen Hut weniger machen lassen, um einem Bedürftigen zu helfen? Josefine hatte bei allem, was sie tat, viel gewinnende Anmut, und diese trat besonders zutage, wenn sie Gesuche um Stellungen, Beförderungen und Gunstbezeugungen erledigte — falls sie dieselben nicht verzettelte oder vergaß. Hier liegt hauptsächlich der Grund zu ihrem Ruf der Güte. Besonders freigebig war sie gegen ihre Umgebung und zwar mit Schmucksachen, Shawls, Roben und wertvollen Spielereien, sie verteilte auch Geschenke an Offiziere, die von der Armee kamen und ihr Briefe brachten. Man täusche sich nicht: in Kreisen, die ihrer Wohltaten nicht bedurften, teilte sie die meisten aus."

Ich möchte nur hinzufügen, daß das, was Turquan von Josefine sagt, wenigstens teilweise auf alle hochstehenden Damen zutrifft. Wie viele finden wohl Zeit und Muße, neben ihren sonstigen Pflichten sich der mühsamen und nicht einmal immer aussichtsreichen Aufgabe zu unterziehen, die wirklich Hilfsbedürftigen ausfindig zu machen? Daß es bei Josefine aber nicht ihre exponierte Stellung war, die sie von dieser Art der Wohltätigkeit abhielt, hat sie zur Genüge dadurch bewiesen, daß sie nach ihrer Scheidung in Malmaison ihre viele überflüssige Zeit und die großen Geldsummen, die ihr zur Verfügung standen, ebenso wenig, wie früher, in den Dienst der guten Sache stellte.

Digitized by Google

Alle, die mit der Kaiserin nur oberflächlich in Berührung kamen, haben natürlich einen viel günstigeren Eindruck von ihr gewonnen. Bei den offiziellen Besuchen wurde sie allgemein als Wohltäterin angesehen, und es war nur eine Stimme über die Leutseligkeit und Güte der Kaiserin. Diese Eigenschaft war ihr angeboren, sie sprach frei und ungezwungen und bezauberte jedermann. Wie wenig eingebildet sie im Grunde auf ihre hohe Stellung war, zeigt eine Aeußerung von ihr gegenüber Herrn d'Harville. Als dieser ihr wegen einer Etikettenfrage unmittelbar vor der Abreise nach Aachen in respektvollen Worten Vorhaltungen machte, erwiderte sie ihm in munterer Laune: „Diese Etikette ist gut für die auf Thronen geborenen Fürstinnen, die an die Fesseln der Etikette gewöhnt sind. Mir aber, die ich das Glück hatte, so viele Jahre lang als einfache Privatiere zu leben, gestatten Sie wohl zuweilen, meine Befehle ohne Vermittler zu geben."

Am 24. Thermidor wurde auf Napoleons Befehl zum ersten Male das Karlsfest in Aachen wieder gefeiert. Der Kaiser hatte seine besonderen Gründe dazu. Er benutzte jede Gelegenheit, um die Erinnerung an Karl den Großen wieder aufleben zu lassen, wünschte aber auch, daß an die alten Gebräuche angeknüpft wurde, weil er glaubte, dadurch die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Deshalb hatte er auch bestimmt, daß Josefine an den Feierlichkeiten teilnehmen sollte.

Die Kaiserin begab sich unter Kavalleriebegleitung mit ihrem ganzen Gefolge durch die mit Laub geschmückten Straßen nach dem Dom; Bürger und Infanterie bildeten Spalier. Von der Tür der Kirche wurde sie von dem Bischof Berdolet, dem Bischof von Lüttich, sowie von der ganzen Domgeistlichkeit unter einem Baldachin, den sechs Priester in Levitengewand trugen, zum Throne geleitet. Dann hielt einer der Domherren eine so kraftvolle, als dem Fest anpassende Rede". Wie diese gelautet hat, kann man sich ungefähr vorstellen. Hierauf folgte das Hochamt; bei dem Offertorium wurde der Kaiserin die Patena zum Kusse dargereicht. Die Feier scheint bei Josefine und ihren Damen wenig Eindruck hinterlassen zu haben, wie überhaupt die ganzen Veranstaltungen der Stadt, denn Madame X. erwähnt davon so gut wie nichts; auch nicht von der feierlichen Prozession, der Josefine vom Balkon der Präfektur zusah.

Der Geburtstag des Kaisers, der in die Zeit der Anwesenheit Josefines fiel, wurde natürlich ebenfalls

Digitized by Google

festlich begangen: Glockenläuten, Kanonendonner, Freivorstellungen im deutschen und im französischen Theater, Feuerwerk, Illumination, Ball. Um 6 Uhr nachmittags begab sich die Kaiserin in den Dom, wo die Verteilung der Ehrenzeichen an neuernannte Legionäre stattfinden und ein Te Deum gesungen werden sollte. Die Kreuze der Ehrenlegion waren dem General Lorges übersandt worden, und dieser hatte den Wunsch ausgesprochen, die Kaiserin möchte die Verteilung übernehmen. Von der Geistlichkeit an der Kirchpforte empfangen, wurde Josefine nach dem Thronsessel im Chor geführt. Der General hielt eine Rede; da er aber offenbar besser mit dem Degen als mit schön gedrechselten Redewendungen umzugehen verstand, so verwickelte er sich in seinen eigenen Worten, namentlich bei einer Artigkeit, die er der Kaiserin sagen wollte. Er äußerte nämlich, er wäre glücklich, die Tugend auf dem Thron und daneben die Schönheit zu sehen. Die Damen amüsierten sich sehr darüber und hätten gern gewußt, welcher von ihnen er als Vertreterin der Schönheit seine Huldigungen geweiht hätte. So ganz unberechtigt wäre vielleicht die Trennung von Schönheit und Tugend gar nicht gewesen, denn weder Josefine, noch ihre Damen pflegten in allzu hohem Maße beide Eigenschaften mit einander zu vereinigen. Natürlich hatte General Lorges keine solche boshaften Gedanken.

Dem Balle abends, der sehr stark besucht war, wohnte auch die Kaiserin zwei Stunden mit ihrem Gefolge bei. Der neue Redoutensaal war mit schönen Tapeten und Guirlanden geschmückt, der Boden, wie Heinen berichtet, ganz mit grünem Tuch belegt. Herr von Fürth, der Kommandant der Ehrenwache, eröffnete mit Josefine den Ball. Die Stadt war festlich beleuchtet, wie beim Einzug der Kaiserin. Man hatte sich u. a. auch eine Anzahl Lampen aus Köln leihen müssen, um den Eindruck zu erhöhen.

Natürlich besichtigte Josefine auch die berühmten Reliquien der Stadt. Wenn man Madame X., deren Sarkasmus gegenüber Napoleon und der Kaiserin immerhin sehr hervortritt, Glauben schenken darf, wäre die Besichtigung auf den Wunsch Josefines erfolgt. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Kaiserin sich eine Anzahl von Reliquien aus dem Domschatz sichern ließ, die sich jetzt im Besitz der Leuchtenbergischen Familie befinden. Obwohl die letzte Heiligtumsfahrt erst kürzlich stattgefunden hatte, wurde die Vermauerung von dem Schrank entfernt. Madame X. berichtet über die Besichtigung folgendes:

Digitized by Google

„Unter den Reliquien befindet sich auch ein Kästchen aus vergoldetem Silber; die Priester, welche uns die Gegenstände vorwiesen, erzählten, daß alte Ueberlieferungen beständen, nach welchen demjenigen, dem es gelänge, das Kästchen zu öffnen, großes Glück bevorstände, die Oeffnung wäre bis jetzt noch nie gelungen. Josefine, deren Neugier lebhaft erregt war, nahm das Kästchen in die Hand und — siehe da, es öffnete sich sofort!

Ein Schloß war nicht zu entdecken; es gab wahrscheinlich ein Geheimnis in Bezug auf die Berührung, durch welche der Mechanismus des Innern, der das Aufklappen herbeiführte, in Tätigkeit kam. Die Priester wußten natürlich Bescheid und richteten es so ein, daß Josefine den geheimnisvollen Punkt mit der Hand berühren mußte. Das Ereignis wurde als ein „Mirakel" ausposaunt. Josefine aber wunderte sich besonders darüber, daß sich in dem Kästchen nichts befand, als einige Fetzen alten Zeuges.

Ich kehrte ärgerlich über die vergeudeten Morgenstunden nach Hause zurück; mir sind Geistliche, welche den Hofleuten nachahmen, nicht gerade angenehm; es ist in ihrem Beruf soviel Erhabenes, daß ich sie mir gern frei von den uns anhaftenden Schwächen vorstellen möchte."

Der Küster hatte eine Menge prächtiger Rosenkränze, deren Gelenke jedoch nicht von Silber waren, anstreichen lassen; davon wurden der Kaiserin eine Anzahl überreicht, die sie ihren Hofdamen anbot. Die beiden Domherren erhielten „wegen verursachter Unruhe" ein Geschenk von 1200 Franken; 145 Franken bestimmte Josefine für die Sakristei. Diese Summe wurde unter die Sakristeidiener, die Kaufleute, welche die Rosenkränze hergegeben hatten, und an die Arbeiter, die beim Oeffnen und Schließen der Reliquienkasten geholfen hatten, verteilt.

Es steht unzweifelhaft fest, daß Josefine sich bei allen diesen offiziellen Gelegenheiten durchaus angemessen und ihrer Würde entsprechend benommen hat. Um so mehr muß man einer Behauptung entgegentreten, die bereits auf dem besten Wege ist, die historische Wahrheit zu verdrängen. Es ist dies die Erzählung, Josefine habe, als sie in Begleitung Napoleons den Aachener Dom besichtigt habe und an den Marmorstuhl Karls des Großen gekommen sei, sich in einer plötzlichen Anwandlung auf diesen Stuhl gesetzt und Napoleon habe sich ärgerlich abgewendet.

Diese Erzählung ist schon an sich recht unwahrscheinlich, denn daß Josefine in Gegenwart des Ge-

Digitized by Google

mahls solche Kletterideen ausgeführt haben sollte, würde schlecht in die Situation passen. Der Kaiser war nicht die Person, in dessen Beisein man zu solchen Scherzen aufgelegt war; auch Josefine hätte dies wohl nicht gewagt, höchstens die zu jedem Unfug neigende Pauline Borghese.

Der Stuhl hat allerdings eine gewisse Anziehungskraft selbst auf bedeutende Personen ausgeübt. Der Philosoph Hegel z. B. leistete sich das Vergnügen, in den Stuhl zu klettern: „Ich setzte mich auf diesen Stuhl," schrieb er, „auf dem 32 Kaiser gekrönt wurden, wie der Küster versicherte, so gut wie ein anderer, und die ganze Satisfaktion ist, daß man darauf gesessen hat." Das hielt ihn jedoch nicht ab, auf einer späteren Reise nochmals dasselbe kindliche Vergnügen zu genießen.

Die Quelle, aus der die Nachricht über Josefine und den Kaiserstuhl stammt, ist nicht, wie bei Hegel, der eigene Briefwechsel, sondern folgende Notiz der Stadt-Aachener Zeitung vom 15. November 1814: „Napoleons erste Frau wagte es einmal, sich auf diesen Stuhl zu setzen, doch ein plötzliches, nicht füglich näher anzugebendes Unwohlsein zwang sie, augenblicklich die Kirche zu verlassen." Wem nicht die bekannte Gehässigkeit nach dem Sturz des Kaisers diese Notiz als Verleumdung kennzeichnet, dem liefert die daran geknüpfte unflätige Bemerkung den Beweis, daß man es nicht mit einer historischen Tatsache, sondern mit einem Produkt niedriger und schmähsüchtiger Gesinnung zu tun hat.

VIII. Vergnügungen.

Wir haben schon gesehen, daß Josefine dem von der Stadt ihr zu Ehren gegebenen Ball mit ihrem Gefolge beiwohnte.

Auch eine Hasenjagd wurde von der Mairie zur Unterhaltung der Kaiserin veranstaltet. Die Ansichten über den Ausfall der Jagd gehen sehr auseinander. Während Heinen, der aber durchaus nicht immer zuverlässig ist, in seinem „Begleiter auf Reisen durch Deutschland" berichtet, daß die Jagd äußerst gefiel, ergoß sich von anderer Seite der Spott. Man behauptete, die Hasen, die man vorher eingefangen hatte und bei der Jagd laufen ließ, seien so matt und jammervoll gewesen, daß es einen geradezu kläglichen

Digitized by Google

Eindruck gemacht habe. Was hieran Wahrheit, was Satire ist, wird man heute wohl nicht mehr ermitteln können. Den einzigen Anhaltspunkt bietet der Umstand, daß die Palastdame, Madame X.. bei ihrer sonstigen Neigung zu kleinen Bosheiten, sich diese Gelegenheit wohl kaum hätte entgehen lassen; sie erwähnt aber nichts davon.

Außer diesen Veranstaltungen muß ein großes Konzert erwähnt werden, welches die Stadt zu Ehren Josefines gab. In der „Folie des Dames" ist eine sehr hübsche Schilderung dieses Musikfestes enthalten, die, abgesehen von der poetischen Ausschmückung und der Idealisierung Josefines, der historischen Wahrheit recht nahe zu kommen scheint. Wenigstens decken sich verschiedene Punkte der Novelle mit den historisch völlig einwandsfreien Angaben des schon erwähnten Violinisten Urhan.

Cinzer schildert einen Teil des Konzerts folgendermaßen:

„Als die Kaiserin den Saal betrat und durch den frei gelassenen, mit Scharlach belegten Gang nach ihrem Fauteuil gehen wollte, stimmten mehr als hundert frische weibliche Stimmen einen Chor aus Josef in Aegypten von Mehul an. Madame Gay hatte auf die Bitte des Präfekten der herrlichen Musik einen neuen Text zum Preise Josefinens und ihres Gatten untergelegt: man hatte von Brüssel, Gent und Lüttich berühmte Harfenspielerinnen kommen lassen . . ., und so war der Effekt, die Ueberraschung, die höchste Zartheit und Reproduktion des festlichen, antiken Charakters auf eine Weise erreicht, wie es bei der immer mehr zunehmenden Seltenheit jenes herrlichen Instrumentes wohl in neuerer Zeit nicht leicht mehr möglich sein möchte. Als Madame Mechin nun mit der ganzen Allmacht ihrer Stimme ihr kleines Solo begann, tat die Kaiserin einige Schritte vorwärts — ihre Empfindungen mußten mächtig angeregt sein, denn sie griff nach einem der kleinen Stühle und stützte sich darauf mit der Hand — als aber gegen den Schluß der Männerchor mit dem ganzen vollen Orchester einfiel, als die ganze versammelte Menge, welche die Kaiserin stehend empfangen hatte, in ein nicht endendes Hoch auf den Kaiser und die Kaiserin ausbrach, die Damen ihre Tücher wehen ließen und der Jubel sich wie eine immer wiederkehrende Flut des Entzückens an das Herz der schönen, guten, von Gott und den Menschen geliebten Frau warf, war es Josefine nicht möglich, ihre tiefe, tiefe Rührung in den Zwang der äußeren Form zu bannen, sie wehrte den

Digitized by Google

Tränen nicht, die sie nicht hemmen konnte, durchschritt rasch den leeren Raum bis zum Orchester und umarmte dort Madame Mechin mit der Innigkeit einer langbewährten, zärtlichen Freundin, machte den Damen des Chors und dem Direktor der Musik jene meisterhafte, so höchst verbindliche und unnachahmliche Verbeugung, die sich nicht erlernen läßt, und eins der lieblichsten Geschenke der Natur an die weibliche Grazie ist, und nahm dann in dem vergoldeten Fauteuil von weißem, mit goldenen Bienen und der kaiserlichen Krone gestickten Atlas Platz." Cünzer schildert dann weiter die Aufführung von Haydns „Schöpfung", wie Josefine nach der zweiten Arie Madame Mechin wieder umarmte und ihr ein Bouquet weißer Rosen an die Brust heftete.

Es ist natürlich besonders schwierig, eine Novelle auf ihren historischen Wert zu prüfen; im vorliegenden Fall haben wir aber gewisse Anhaltspunkte. Die Begeisterung des Verfassers für Josefine beweist, daß er keine literarischen Quellen benutzt, sondern aus mündlichen Ueberlieferungen geschöpft hat; die kritische Literatur war ihm unzweifelhaft fremd, zumal in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts überhaupt noch ganz irrige Ansichten über die napoleonische Zeit bestanden. Werden ja heute sogar Darstellungen, die Napoleon unbefangen und sachlich schildern, wie die Arbeit von Lenz, erbittert befehdet, weil sie von den üblichen Schulansichten abweichen.

Findet man im vorliegenden Fall, daß die Angaben Cünzer's sich mit den Ergebnissen neuerer Forschung decken, so spricht dies entschieden für die historische Treue. Kleine Unrichtigkeiten, poetische Ausschmückung, die der Leser selbst herausfühlen wird, kann man als unwesentlich außer Acht lassen. Denn nicht auf die Einzelheiten selbst kommt es an, sondern darauf, was sie für die Entwickelungsgeschichte der Zeit bedeuten, was sie für die Beurteilung bedeutender Persönlichkeiten für Wert haben.

Prüfen wir nach diesen Grundsätzen die Beschreibung Cünzers, so kommen wir zu folgenden Ergebnissen:

Das Konzert während der Anwesenheit Josefines in Aachen, von dem man bisher wenig oder gar nichts wußte, hat tatsächlich stattgefunden; es wurde dabei auch Haydn's „Schöpfung" aufgeführt. Napoleons Kammerdiener Constant berichtet, daß die Kaiserin nicht nur eine große Vorliebe für Musik hatte, sondern daß sie selbst die Harfe nicht übel spielte und im Gesang wohlgeschult war. Es ist deshalb wohl glaub-

Digitized by Google

haft, daß man ihr durch das Harfenspiel eine besondere Aufmerksamkeit bereiten wollte. Madame Mechin besaß eine vorzügliche Solostimme, sie wirkte, wie ein Programm aus jener Zeit beweist, tatsächlich als Solistin bei öffentlichen Konzerten mit. Josefines Neigung, bei jeder Gelegenheit Damen aus der Gesellschaft zu umarmen, ist ebenfalls geschichtlich beglaubigt. Cünzer hat also in diesen wichtigen Punkten sich durchaus an die Tatsachen gehalten. Unwahrscheinlich dagegen ist, daß Josefine Tränen der Rührung habe fließen lassen; dazu war sie doch zu sehr auf ihre Toilette bedacht. Die Tränen würden bei ihrem Lauf die mühsam aufgetragene Schminke allzusehr beeinträchtigt haben.

Das Konzert hat noch ein besonderes Interesse, weil bei dieser Gelegenheit sich das Schicksal eines jungen Künstlers, des Violinisten Urhan, entschied. Dieses musikalischen Wunderkindes hatte sich der Montjoier Tuchfabrikant Ernst Scheibler angenommen, ein Mann von feiner Bildung, der selbst mehrere Instrumente spielte. Als das große Konzert in Aachen stattfinden sollte, nahm Scheibler seinen Schützling mit nach Aachen, um ihm eine Freude zu machen. Beide wohnten einer Probe bei und hörten bei dieser Gelegenheit, daß eine Nummer des Programms wahrscheinlich ausfallen müsse, da ein Violinist krank geworden sei. Der Knabe äußerte seinem Gönner gegenüber, diese Stücke könne er auch wohl spielen. Er blieb selbst dann bei seiner Ansicht, als Scheibler erwiderte, das seien doch außergewöhnlich schwere Stücke gegen diejenigen, die sie zusammen gespielt hätten. Die Zuversicht des jungen Urhan machte auf den Konzertdirektor Eindruck. Er ließ es auf einen Versuch ankommen, und der Knabe begleitete die Rezitative in der Schöpfung unverzüglich so meisterhaft vom Blatt weg, daß es Josefine zu Ohren kam. Sie ließ sich den kleinen Künstler durch Scheibler vorstellen und hörte zu wiederholten Malen eigene Kompositionen Urhans, auf der Geige vorgetragen, an. Die Kaiserin war so entzückt von seinem geist- und ausdrucksvollen Spiel, daß sie sich rasch entschloß, für die musikalische Weiterbildung des Knaben zu sorgen; sie ließ sogleich durch Scheibler die Erlaubnis der Eltern des jungen Kunstbeflissenen einholen, um ihn mit nach Paris zu nehmen. Dort sollte er Lesueur, dem Direktor der kaiserlichen Musik, anvertraut werden. Infolge der bevorstehenden Ankunft Napoleons mußte jedoch der Plan geändert werden: Urhan fuhr in Begleitung eines Stallmeisters mit dem Fuhrpark

Digitized by Google

der Kaiserin nach Paris, Josefine begleitete Napoleon an den Rhein.

Sehr amüsant ist übrigens, daß der Stallmeister Josefines auf der Rückfahrt nach Paris infolge seiner goldstrotzenden Uniform in Maastricht für Napoleon gehalten wurde. Urban schreibt: „Daß war ein Alerm, alles meinte der Kaiser käme, und der Rittmeister welcher bey mir saß, war schon ein bisgen alt, und der hat auch von Gold allerhand um sich hängen, da meinten die Masdrichter, es müßte sicher der Kaiser seyn, einige rifen, vivat der Kaiser."

Man gab sich in Aachen alle Mühe, die Kaiserin nach Möglichkeit zu unterhalten. Trotzdem langweilten sich Josefine und ihre Damen, nach dem Tagebuch der Madame X. zu schließen, im Bade — was ja ihrer Gesundheit nur förderlich sein konnte. „Abgesehen von der täglichen Spazierfahrt in die Umgebung," sagt die Palastdame, „war es ein ewiges Einerlei. Jeden Abend saß man gähnend im Theater." Die angesehenen Aachener Familien paßten nicht in den Kreis Josefines, auch hätten sie wohl zur Entfernung der Dame Langeweile herzlich wenig beitragen können. Man war in der Hofgesellschaft also mehr oder weniger auf sich allein angewiesen. Alle Männer von Bedeutung waren in der Nähe des Kaisers geblieben, alte wie junge, selbst der Flirt kam nicht auf seine Rechnung. Es blieb also an den langen Abenden wirklich nicht viel anderes übrig, um sich zu zerstreuen, als der Besuch der Theatervorstellungen.

IX. Theater.

Zur Zeit der Ankunft Josefines in Aachen spielte dort die Böhmsche Theatergesellschaft, deren Vorstellung die Kaiserin mit ihrem Gefolge bald nach der Ankunft im Bade besuchte. Man gab „Figaros Hochzeit" und nachher ein Kinderballet. Für ein richtiges Ballet hatte man in Aachen nichts übrig, weil man meinte, die Sittlichkeit der Einwohner würde dadurch gefährdet werden. Ob die Kaiserin an diesem Ersatz Gefallen gefunden hat, scheint einigermaßen zweifelhaft, denn ihre Begriffe von Moral waren von denen der Aachener grundverschieden.

Etwa 14 Tage später traf die französische Truppe unter der Leitung Picards in Aachen ein. Die deutschen Schauspieler mußten das Theater räumen, und zwar so plötzlich, daß keinerlei Verhandlungen über eine Entschädigungssumme stattfinden konnten.

Digitized by Google

„Höhere Gewalt" nennt der Maire dies Verfahren in einem Schreiben an den Präfekten. Der Direktorin Röhm wurde nachträglich für die siebentwöchige Exmission allerdings eine Vergütung von 600 Franken zugebilligt, die aber der Stadtkasse als Kosten für den Aufenthalt Ihrer Kaiserlichen Majestäten zur Last fielen.

Durch die Anwesenheit Josefines wurden frühere Streitigkeiten zwischen dem Divisionsgeneral und dem Stadtoberhaupt wieder aufgerührt. Es handelte sich um die Loge des Maire, die der General für sich beanspruchte. Die Reibereien zwischen den städtischen und französischen Beamten und Offizieren haben während der Zeit der Fremdherrschaft eigentlich nie aufgehört; trotz der verbindlichen und gewandten Umgangsformen der Franzosen merkt man doch häufig eine gewisse Gereiztheit auf beiden Seiten. Die Schuld hieran lag keineswegs allein auf französischer Seite, wenn auch die Offiziere an Arroganz wenig zu wünschen ließen, sondern ebenso sehr an der manchmal geradezu erstaunlichen Unverschämtheit der Aachener Polizeikommissare, die so weit ging, daß sie ihrem eigenen Bürgermeister nicht mehr gehorchten.

Die Präfekten, die ohnehin mit den anmaßenden Militärbefehlshabern genug Aerger hatten, suchten schon im eigenen Interesse nach Möglichkeit zu vermitteln. Der Kaiser liebte es nicht, wenn Behörden nicht im besten Einvernehmen mit einander standen. So schrieb er 1806 an General Junot:

„Wenn Sie sich nicht gut mit dem Präfekten stehen, so liegt dies an Ihnen, denn Sie haben den höheren Rang und jedermann weiß, daß Sie viel bei mir gelten. Ich wünsche, daß Sie ein großes Uebergewicht haben, aber nicht, daß Sie davon Gebrauch machen. Sie dürfen sich dessen nur bedienen, um Ihren Mitarbeitern möglichst geziemend freundlich und versöhnlich zu begegnen. . . . Die militärische Autorität ist in der Zivilverwaltung nutzlos und unangebracht; man darf sich nicht wie ein Korporal benehmen."

Der Präfekt Mechin gab sich die erdenklichste Mühe, zwischen den Generälen und dem Maire Frieden zu stiften. Er richtete zu diesem Zweck ein vertrauliches Schreiben an den Maire Kolb, welches ungemein bezeichnend ist. Es heißt darin: „Die Schwierigkeiten wegen der Theaterplätze erneuern sich, und schon gestern gab es dieserhalb lebhafte Auseinandersetzungen. Man muß jeder Unannehmlichkeit zuvorkommen, die Ihre Majestät betrüben würde. Wahr ist es, daß in Frankreich der Stab gewohnheitsmäßig

Digitized by Google

seine Loge gegenüber der ersten Civilautorität hat, und ich kann deshalb nicht überrascht sein, daß man das Verlangen stellt. Jedoch gibt es weder ein Gesetz, noch eine Bestimmung, die eine Art Vorsitz, Vorrang im Theater einrichtete. Wie Sie wissen, hatte ich, um alles ins Gleichgewicht zu bringen, den Plan, die Loge in der Mitte zu nehmen und die meine den Generälen zu überlassen. Das soll auch nach der Abreise geschehen, und die städtische Behörde wird so die ihrige behalten. Aber man muß für heute einen Beschluß fassen, und es gibt ein Mittel, alles in Uebereinstimmung zu bringen. . . . Ohne auf Ihren Besitz zu verzichten, können Sie, wenn Sie als Maire den Fremden die Ehren der Stadt erweisen wollen, entweder die Loge neben Ihrer jetzigen nehmen oder sie ausdehnen und dem Divisionsgeneral anbieten. Diese Höflichkeit würde einen guten Eindruck machen. . . . Ich muß Ihnen noch sagen, daß, wenn die Angelegenheit vor Ihre Majestät gebracht würde, sie gegen Sie entscheiden müßte, da sie sich nach französischem Brauch richten würde, und das muß man vermeiden. Ich werde Ihnen für die Willfährigkeit, die Sie meinem Ersuchen gegenüber bekunden werden, sehr dankbar sein, Sie werden mich aus einer Verlegenheit ziehen und der Erneuerung von Szenen zuvorkommen, die uns voriges Jahr unangenehm berührt haben." Der Brief ist vom 21., nicht, wie bisher angenommen, vom 23. Thermidor datiert. Der Maire hat übrigens, wie die Korrespondenzregister beweisen, der Bitte des Präfekten entsprochen und den Generälen seine Loge angeboten, das Vernünftigste, was er in diesem Falle tun konnte.

In der ersten Vorstellung der französischen Gesellschaft begann man mit der üblichen Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die Schauspieler. Die Künstler führten einen Dialog auf, worin einer der Mitspielenden die Absicht kundgab, sich nach Aachen zu begeben, um vor der Kaiserin zu spielen; dann sang man ein Liedchen, von dem ich einige Verse in freier deutscher Uebersetzung wiedergebe:

Das Volk, das kürzlich sie geseh'n,
Erzählt noch froh, was jüngst geschehn,
Und jede Stadt scheint noch bewegt,
Im Herzen man den Jubel trägt.
Wir müssen nach dem Weg nicht fragen,
Guirlanden seht in jedem Ort;
Von ihrer Hand gespendet tragen
Die frohen Leute Gaben fort.

Digitized by Google

Der Menge, die sie hochverehrt.
Napoleon den Schutz gewährt;
Für Frankreich dieser beiden Fahrt,
Hoff' ich, des Landes Wohl bewahrt.
Auf seines Ruhmes Strome gleitet
Der Gatte sicher schnell zum Ziel;
Für Josefine hier bereitet
Gesundheit dieser Quellen Spiel.

Ihn, der nur Gaben stets beschert,
Fühlt zu empfangen sich geehrt
Die Stadt, im Herzen uns vereint,
Die fremd nur in der Sprache scheint.
Deshalb erhoffen wir vom Glücke
Auch hier Erfolg für unsere Kunst,
Wenn sie dem Beifall baut die Brücke,
Selbst halbvergöttert, lenkt die Gunst.

Die Absicht, durch solche Theatereffekte, die, wie Poissenot zwischen den Zeilen verrät, planmäßig fortgesetzt wurden, die Stimmung der Bevölkerung zu bearbeiten, ist unschwer zu erkennen. Die Verse sind besonders interessant, weil sie beweisen, daß es mit der französischen Sprache in Aachen damals noch schwach bestellt war. Ob wirklich, wie die Schauspieler behaupten, alle Herzen französisch gesinnt waren, darf man mit Recht bezweifeln; dies traf nur auf einen beschränkten Teil der Einwohner zu.

Es ist verständlich, wenn die Lobhudeleien, die man tagtäglich anhören mußte, der Kaiserin und ihren Damen schließlich langweilig wurden; besonders, wenn man bedenkt, daß die vorstehenden Verse die geistreichsten von allen in Aachen abgesungenen gewesen sein sollen.

Als Napoleon selbst in der alten Kaiserstadt eingetroffen war, hörte Josefine auf, den Mittelpunkt des Interesses zu bilden. Wie überall, blickte man nur auf *ihn*, der die Welt mit seinem Ruhme erfüllt hatte, nur was *er* tat, beschäftigte die Gemüter. Es gingen wichtige Dinge vor auf dem Theater des Lebens, der Bühne, auf der die Rollen oft gar merkwürdig verteilt sind. Napoleon war auf diesem Theater Direktor, Regisseur und Heldenspieler in einer Person, Josefine nur eine gut angezogene Statistin, manchmal sogar nur eine — schön gemalte Kulisse.

Digitized by Google

Napoleons Rheinreise.

I. Napoleon.

Napoleon ist noch heute für viele ein Phantasiegespenst, mit dem man die Kinder schreckt. Der Mörder Andreas Hofers, der Schillschen Offiziere, der Blutgierige, welcher Hunderttausende hinschlachten läßt, ohne mit der Wimper zu zucken, der Erpresser von Millionen von Kriegskontributionen, der Feind des Friedens, der Mann mit dem unersättlichen Ehrgeiz! Das klingt in Schulreden zur Anfeuerung des Patriotismus sehr schön, aber mit der historischen Wahrheit hat es nichts zu tun.

Was waren Hofer und Schill für den Kaiser? Franktireurs, die er mit vollem Recht erschießen lassen konnte, denn sie kämpften gegen ihn, während Oesterreich und Preußen mit ihm im Frieden waren. Was war für Napoleon York von Wartenburgs patriotische Tat? Ein Treubruch, gemeiner Verrat. Hätte er, anstatt Preußen ungeheure Kriegszahlungen aufzuerlegen, die Steuerschraube im eigenen Lande, dessen er durchaus nicht sicher war, kräftig angezogen, man hätte ihn mit Recht einen Toren schelten können. Jedes Ding hat eben seine zwei Seiten.

Was trieb Napoleon mehr vorwärts, sein Ehrgeiz oder seine unsichere Lage? Seine Ruhmsucht oder das System der Kontinentalsperre, das er nicht erfunden, sondern, wie vieles andere auch, von der Revolution übernommen hatte? Der Wunsch, alles an sich zu reißen oder der ihm aufgezwungene Kampf gegen den umfaßbaren Gegner England? Die Rachsucht oder der Selbsterhaltungstrieb, der ihn anstachelte, die Bourbonen überall aus ihrem Besitz zu drängen?

Napoleon ist ein Mensch mit allen seinen Fehlern und Schwächen. Aber man tut ihm großes Unrecht, wenn man über diesen Schwächen vergessen will, daß er ein Mensch von so gewaltigem Können ist, daß uns jeder Maßstab fehlt, um ihn zu messen. Er ist ein Genie, ein Herrenmensch, wie sie die Zeiten der Borgia hervorbrachten, ein Mann, dessen Wille sich jedem aufzwingt, und dabei trotzdem so modern, daß

Digitized by Google

man vielleicht erst in hundert Jahren seine Bedeutung für die Kultur der Menschheit richtig würdigen wird.

Unsere engen Moralbegriffe prallen an dieser Natur ab, wie eine Flintenkugel an der Panzerplatte eines Geschützturmes. Die Kugel fliegt zurück auf den, der das Geschoß absendet. Mit kleinlichen Begriffen kann man Riesen nicht messen. Ein Riese des Geistes aber ist Napoleon. Wer, wie er, der Welt Gesetze diktiert, ganze Länder durcheinanderschüttelt, wird nie in dem Gesetz seine eigenen Schranken sehen. Darum ist es verlorene Mühe, wenn wir seine Taten und Gedanken zergliedern, auf jede einen Paragraphen anwenden wollen.

Bonaparte ist die verkörperte Vorurteilslosigkeit. Ihm haften keine Schlacken verfeinerter Kultur an. Gerade deshalb verliert er sich, selbst bei den kleinsten Einzelheiten, nie, er behält immer das Ganze im Auge. „Wenn ich noch einmal an die Regierung käme", sagt er zu Goutgaud, „so würde ich es wieder ebenso machen: ich würde die Staatsgeschäfte nur im großen behandeln, ohne mich durch die Einzelheiten ablenken zu lassen." Als der Marineminister ihm vorschlägt, einen Marineschüler zu entlassen, weil dessen Vater einen schlechten Ruf hat und ein Verwandter im Bagno gesessen hat, verfügt er „die Entlassung hat zu unterbleiben, Fehler sind persönlich."

Napoleon ist so natürlich, daß er selbst dem Vorurteilslosesten noch unnatürlich natürlich erscheint. Unsere ererbten Begriffe von Scham kennt er nicht, versteht er nicht; nur der Unverstand möchte ihn deshalb der Schamlosigkeit zeihen. Es ist dieselbe Auffassung, wie die des antiken Menschen, dem das Nackte noch ein selbstverständlicher Begriff ist, der mit Unsittlichkeit nichts zu tun hat. Napoleon geht darin so weit, daß er sich nicht scheut, die natürlichsten Bedürfnisse in Gegenwart anderer zu befriedigen.

Jeder Zwang ist ihm verhaßt; was ihn drängt und engt, stößt er von sich oder reißt es in Stücke. Eine Schere, die ihm nicht scharf genug dünkt, zerbricht er und wirft sie achtlos zu Boden; Broschüren, die er während der Reise unterwegs gelesen oder durchblättert hat, wirft er zum Fenster hinaus. Die üblichen Umgangsformen gehen ihm ab: er weiß nicht, wie man in ein Zimmer tritt, wie man einen Stuhl nimmt; er ißt mit den Fingern. Was der Franzose an Eleganz und Liebenswürdigkeit besitzt, sucht man bei Bonaparte vergebens. Selbst gegen

Digitized by Google

Damen ist er unhöflich, weil er nicht mit ihnen umzugehen versteht. Nicht einmal, wenn er will, vermag er sich in seinen Bewegungen zu verstellen; auf einem Maskenfest, bei dem er unerkannt bleiben möchte, ist selbst wiederholter Maskenwechsel für ihn nutzlos, weil er trotz aller Vorstellungen seines Begleiters immer wieder mit auf dem Rücken verschränkten Armen im Saal herumwandert.

Napoleon hat keine Zeit, sich mit Empfindungen zu plagen und zu bereuen, wie andere Menschen. Nie aber handelt er aus persönlichen, immer aus sachlichen Gründen. Selbst seine Wutausbrüche sind meist künstlich erzeugt, um den Effekt zu erhöhen; seine Züge ändern sich im Augenblick, der ganze Mensch ist wie ausgetauscht. Napoleon vollzieht nie übereilt ein Todesurteil, verurteilt nie einen Feind, weil er einen Gegner vor sich hat. Selbst bei der Hinrichtung des Herzogs von Enghien muß er sich den Entschluß abringen; er hält eben einen Gewaltstreich für unbedingt notwendig. Man hat gerade dieses Urteil Napoleon so schwer angerechnet, obwohl ihm doch im eigenen Lande der Boden unter den Füßen wankte, obwohl es in seinen Augen nur ein Akt der Notwehr war, um die Mörder von ihrem Vorhaben gegen ihn selbst abzuhalten. Weshalb will man Napoleon härter beurteilen, als andere auch? Ließ nicht der große Kurfürst den Herrn von Kalkstein in fremdem Lande noch widerrechtlicher aufgreifen und hinrichten? Dem Schrecken kann man nicht mit Schwäche begegnen. Bonaparte war nicht umsonst durch die Revolution und mit der Revolution hochgekommen. „Lassen Sie fünf oder sechs Ortschaften anzünden; lassen Sie etwa 60 Personen erschießen", schreibt er 1806 an Junot, „lassen Sie ein möglichst hartes Exempel statuieren, denn die Folgen, welche aus den Vorgängen entstehen können, die sich seit einem Monat in Parma abspielen, sind unberechenbar in Bezug auf die Sicherheit Italiens. . . . Denken Sie an Binasco, ich danke ihm die Ruhe, die Italien seitdem immer genossen hat, und es hat das Blut wohl von Tausenden von Menschen erspart. Nichts ist heilsamer, als abschreckende Beispiele zu rechter Zeit." Derselbe Mann, der dieses Urteil vollstrecken läßt, kann keinem Kinde eine Bitte abschlagen.

Napoleon ist keine Natur, die uns Deutschen sympathisch erscheinen könnte. Bei allem Staunen vor der fast übernatürlichen Leistungsfähigkeit dieses gewaltigen Mannes, aller Bewunderung seiner glänzenden Gaben wird stets eine unüberwindliche

Digitized by Google

Scheidewand zwischen ihm und unserem Empfinden aufgerichtet bleiben. Bonaparte ist Romane, die Eigentümlichkeiten dieser Rasse sind in ihm, dem Italiener, zur höchsten Potenz gesteigert. Die Triebfeder ist für ihn immer nur der Erfolg; die Mittel gelten ihm wenig oder nichts, wenn er nur seinen Zweck erreicht. Seine Geringschätzung von Treue und Pflichtgefühl, die schlechte Meinung, die er von jedermann hatte, ließen ihn stets an die niedrigsten Instinkte sich wenden. Im allgemeinen hatte er damit ja Erfolg. Die preußische Opferwilligkeit aber, das Eintreten des Volks für Ehre und Vaterland sah er nicht kommen, weil er den Begriff „Aufopferung" nicht verstand. Daß ein Mensch anders handeln könne, als seines Vorteils wegen, war ihm unfaßbar. „Ach", sagt er einmal zu Gourgaud, „glauben Sie denn, Drouot, der immer bei den gefährlichsten Batterien sein wollte, habe aus Treue gegen mich gehandelt? Er tat es, um von sich reden zu machen! . . . Mich soll irgend ein Mensch hintergehen! Da müßte einer schon ein ungeheurer Schurke sein, um ein solcher Schurke zu sein, wie ich in jedem Menschen vermute!" Dem Kaiser sind Ehre, Tapferkeit nur leere Worte, dekorative Hüllen, mit denen man die Selbstsucht drapiert. „Feigheit,", entgegnet er einmal Talleyrand, „was kümmert mich Feigheit! Ich würde sofort eine Feigheit begehen, wenn sie mir nur nützlich sein könnte. Was ist denn im Grunde edel und was ist niedrig in der Welt? Ich vereinige in meinem Charakter alles zu einem Gewaltherrscher, und weiß jeden zu täuschen, der mich zu kennen meint. Im Notfalle kann ich also auch feige sein, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich, wenn es sein müßte, mich leicht entschließen würde, das zu tun, was man im bürgerlichen Leben eine ehrlose Handlung nennt. Ich schwärme gar nicht sehr für Hochherzigkeit und Seelengröße, mit denen ich mich nur nach außen hin, wie mit einem Flitterstaat behängen muß, um das Urteil der Welt über mich irre zu leiten." Er beweist, daß er diese Grundsätze auch in die Tat umsetzt. Der Versuch, noch auf St. Helena die Urheberschaft der Hinrichtung des Herzogs von Enghien auf Talleyrand abzuwälzen, ist nach bürgerlichen Begriffen sicher eine ehrlose Handlung.

Der Kaiser lügt, nicht etwa aus Freude an der Unwahrheit, sondern weil er die Lüge für außerordentlich nützlich hält. Er ist in seinen Bedürfnissen die Einfachheit selbst, umgibt sich aber mit großer Pracht, mit einem Hofstaat, der von Gold und Seide

Digitized by Google

strotzt, weil er den Glanz für zweckmäßig erachtet. Er lächelt innerlich über die Begeisterung, die — das weiß er selbst am besten — künstlich erzeugt wird, und doch läßt er den Apparat in Tätigkeit setzen, weil er seiner bedarf, um über die Unsicherheit der Herrschaft hinwegzutäuschen, weil er die öffentliche Meinung nicht entbehren kann. „Ein Mensch ist nur ein Mensch! Seine Kräfte sind nichts, wenn die Umstände ihm nicht helfen, die öffentliche Meinung ihm nicht günstig ist. Die öffentliche Meinung macht alles! Glauben Sie, Luther hat die Reformation gemacht? Nein, die öffentliche Meinung erhob sich gegen die Päpste." Und so sehen wir das seltsame Schauspiel, daß gerade der Mann, welcher in seinem innersten Herzen den Byzantinismus am meisten verachtet, eine Blütezeit der Beweihräucherung hervorruft, welche sich der Kriecherei der Höflinge aus der Zeit Neros und Kaligulas würdig zur Seite stellt. Für seine Person bedarf der Kaiser dessen nicht, nur für sein System. Er selbst ist und bleibt der Herrscher, dem seine Gabe von Gottes Gnaden verliehen ist, obschon er sich nicht von Gottesgnaden nennen kann. Er ist sein eigener Ahnherr. „Glauben Sie, daß ich auf den Adel Wert lege?", sagt er zu Gourgaud, „Sie irren sich, ich bin nicht adeliger als Sie. . . . Als ich mich mit Marie Luise verheiraten sollte, schickte der Kaiser mir eine Kiste voll Papiere, die mich zu einem Abkömmling der Herzöge von Florenz machten. Ich mußte darüber lachen und sagte zu Metternich: „Glauben Sie, ich werde mich mit solchen Dummheiten abgeben? Angenommen selbst, die Tatsache wäre richtig, was würde dies mir ausmachen? Die Herzöge von Florenz waren nicht so viel wie die deutschen Kaiser. Ich will mich nicht unter meinem Schwiegervater stellen; ich glaube zum mindesten ebensoviel wert zu sein, wie er. Uebrigens datiert mein Adel von Montenotte! Nehmen Sie die Papiere wieder mit." Und in Erfurt, als er in Gegenwart aller Fürstlichkeiten die Aeußerung tut: „Als ich noch ein einfacher Leutnant war" und sich Erstaunen auf allen Gesichtern zeigt, wiederholt er: „Als ich die Ehre hatte, noch ein einfacher Leutnant zu sein." Bonaparte ist kein Heraufkömmling, er ist der geborene Herrscher. Selbst aller Macht entkleidet, bleibt er ein Kaiser; er ist es in jeder Lage, er ist es sogar in Unterhosen. Wirklich bedeutende Menschen sind immer einfach und natürlich; daß sie es auch bleiben, wenn sie zur höchsten Macht gelangen, ist eben ein Beweis für ihre Größe.

Digitized by Google

Napoleon steht der Religion oder wenigstens den Konfessionen vollständig gleichgiltig gegenüber; den Versuch, ihn für die katholische Kirche zu reklamieren, kann man unmöglich ernst nehmen. Es ist ihm gleich, ob er mit Mohammedanern zu tun hat oder mit christlichen Konfessionen. „Eroberer müssen duldsam sein und alle Religionen beschützen. In Aegypten hatte ich Erfolg, weil ich mich gegenüber den Anhängern des Propheten als Muselmann benahm.“ Als Fatalist hat er sich seine eigene Religion zurechtgemacht. „An einen rächenden, belohnenden Gott glaube ich deshalb nicht, weil ich sehe, daß die ehrlichen Leute immer unglücklich sind, die Schelme dagegen glücklich.“ Einmal versteigt er sich sogar zu dem Ausspruch: „Wenn ich eine Religion haben müßte, so würde ich die Sonne anbeten, denn sie befruchtet alles, sie ist der wahre Gott der Erde.“ Weil er den Religionen gleichgiltig gegenübersteht, dringt er auch darauf, daß alle Konfessionen friedlich nebeneinander leben; er ist der erste, dem es gelungen ist, die Toleranz wirklich durchzuführen. In Spanien aber, wo er auf Widerstand stößt, wo die Durchführung der Toleranz ihn unbeliebt machen würde, gibt er sie ruhig preis: er ist Realpolitiker, kein Doktrinär, der mit seiner Ueberzeugung steht und fällt.

Bonaparte verfügt über ein großes Wissen, doch ist seine Bildung nur gering. Gelernt hat er wenig; gelesen, was ihm gerade in die Hände fiel. Er spricht schwerfällig und unschön, aber was er sagt, ist fast immer geistreich und durch die Gedankenfülle überraschend. Sogar die grammatischen Fehler geben seiner Rede einen eigenartigen Anstrich. In einzelnen Fällen bringt seine mangelhafte Kenntnis der französischen Sprache die Umgebung in die peinlichste Verlegenheit: er verwechselt den Sinn ähnlich klingender Worte und redet sich dann in eine ganz unbegründete Aufregung hinein.

Neben seiner kühlen und berechnenden Natur steckt in ihm die Seele eines Phantasten. Der Grundzug seines Charakters ist ernst; nicht der Ernst der angeborenen Würde, sondern der des tiefinneren Denkens. In der Jugend ist er ein Träumer, später überwiegt die Schwermut, zu der noch die beständige üble Laune hinzukommt. Er liest zuerst mit Vorliebe Ossian, hört gerne traurige Musik, und seine Zimmer müssen sich stets in einem Halbdunkel befinden. Man hört ihn sogar begeistert von dem Säuseln und Brausen des Windes, von dem Murmeln und Rauschen der Wellen reden. Wenn er abends in den großen Saal

Digitized by Google

Josefinens tritt, läßt er oft die Lampen und Kerzen durch matte Gazeschleier verhüllen; dann gebietet er Stillschweigen und erzählt die abenteuerlichsten Gespenstergeschichten, oder er läßt sich sanfte, schwermütige Lieder vorsingen, die nur von wenigen Instrumenten begleitet sein dürfen. Dann sieht man ihn in tiefes Träumen versinken. Paesiello ist ihm am liebsten; „er ist monoton", sagt er, „aber gerade durch die Einförmigkeit weiß er uns zu fesseln".

Dieser Ausspruch ist charakteristisch. Sein mathematisch gebildeter Geist will sogar die Gemütsstimmungen analysieren. Sich selbst beobachtet und erforscht er unaufhörlich. Dies mag auch wohl der Grund sein, daß er sich in den Menschen, die er nach sich beurteilt, so oft täuscht. Bonaparte ist zu abstrakt, um sich vom Gefühl leiten zu lassen, zu sehr Phantast, um immer der Linie des Abstrakten zu folgen. Seine zweite Natur drängt die erste vom Wege ab, aber meist gerade dann, wenn er nahe am Abgrund vorbeiführt.

Der Kaiser folgt beständig den Eindrücken des ersten Augenblicks. Infolgedessen läßt er sehr oft für die Anwesenden harte und verletzende Worte fallen, ohne daß er etwa die Absicht hat, zu kränken. Es scheint ihm andererseits aber eine geheime Freude zu machen, wenn er Furcht und Schrecken in seiner Umgebung hervorruft. Dadurch meint er, den Eifer und die Hingabe an seine Person zu erhöhen. Aus demselben Grunde zeigt er sich niemals wirklich zufrieden. Er wird wunderbar schnell bedient, man gehorcht ihm auf den leisesten Wink und in der Sekunde, und doch klagt er beständig über den schlechten Dienst, so daß überall, wo er steht und geht, in den kleinsten Einzelheiten seines Lebens eine leise Angst um ihn verbreitet ist. Er peinigt seine Umgebung, weil er dies Verfahren für nützlich hält, weil er weiß, daß der ständige Druck die höchsten Leistungen erzwingt. Andererseits belohnt er die Dienste, die man ihm leistet, geradezu fürstlich; über Knauserei hat niemand zu klagen.

So selbstsüchtig Napoleon oft handelt, so uneigennützig ist er für seine Person, so anspruchslos ist er in seinem Privatleben. Alle die ungezählten Millionen, die durch seine Hände gehen, fließen in die Staatskasse; ein großes Privatvermögen hat er nicht angehäuft, obgleich es bei der Unsicherheit seiner Lage ihm doch nicht zu verübeln gewesen wäre. Alle schöpfen aus diesem Goldregen, nur der Kaiser selbst nicht. Die Habgier, an der alle kranken, ist ihm

Digitized by Google

fremd. Er ist zu einfach und zu groß, um am Kleinlichen zu haften.

Will man Napoleon Gerechtigkeit widerfahren lassen, so darf man sich nicht damit begnügen, jede einzelne Handlung des Gefallenen zu kritisieren, sondern man muß versuchen, in den Ideenkreis dieses Mannes einzudringen und ihn zu *verstehen* lernen. Jeder Mensch ist ein Produkt der Verhältnisse, in denen er groß geworden ist. Die größte Natur wird ernste Konflikte nicht durchleben, ohne ihren Eindruck zu empfangen und zu bewahren. Wir müssen fragen, was wäre aus Napoleon geworden, wenn er auf dem Throne geboren wäre? Unzweifelhaft ein anderer, ein Besserer, als er jetzt vor unserem geistigen Auge steht. Aber kann man von ihm, der in den Kriegsnöten eines rauhen Landes geboren wurde, den die Mutter im Kampfe unter dem Herzen trug, in dessen Adern das Blut eines Kondottiere rollte, erwarten, daß er in unsere verfeinerten Anschauungen hineinpaßt? Konnte ein Mann mit zartem Empfinden den Entschluß fassen, seine Mitbürger niederzukartätschen, um sie von der Gewalt des Terrorismus zu befreien? Konnte ein anderes, als ein robustes Gewissen in diesem Wirrwarr Nutzen stiften?

Wäre ein Mann mit diesen glänzenden Gaben, diesem Herrschertalent zu anderer Zeit, in einem anderen Lande an das Staatsruder gekommen, was hätte er Gewaltiges, Dauerndes schaffen können! So war sein Leben ein stetes Ringen um die Macht, die ihm zu entschwinden drohte. „Seht Ihr nicht ein", sagte er zu seinen Brüdern, „daß ich nicht auf dem Thron geboren bin, daß ich mich nur darauf erhalten kann, wie ich ihn bestiegen habe, durch den Ruhm, und daß *der* immer wachsen muß; daß ein Privatmann wie ich, nicht Halt machen kann, daß er unaufhörlich steigen muß, und zu Grunde geht, sobald er stehen bleiben will?" Das ist der tragische Inhalt der napoleonischen Politik, das ist die Peitsche, die ihn vorwärts treibt, ob er will oder nicht.

II. Vorbereitungen 1803.

Bonaparte hatte im Jahre 1803 die Absicht, die neuen Departements am Rhein persönlich aufzusuchen. Er gab jedoch den Plan im letzten Augenblick wieder

Digitized by Google

auf, hauptsächlich, weil es ihm zu heiß wurde. „Sie finden beiliegend meinen Reiseweg," schrieb er aus Brüssel am 5. Thermidor XI (24. 7. 1803) an Cambaceres, „Sie können ihn veröffentlichen lassen, aber nicht im Moniteur, sondern in einigen anderen Zeitungen. Ich glaube nicht, daß ich wesentliche Aenderungen vornehme. Ich rechne darauf, am 24. oder 25. Thermidor wieder in Paris zu sein. Ich werde meine Reise mit Vergnügen beenden. Es ist heiß und verspricht noch wärmer zu werden. So, wie ich reise, würde ich die vereinigten Departements nicht sehen können, ohne mich dem auszusetzen, daß ich nach Paris erst Mitte September zurückkehre. Die Jahreszeit ist zu heiß. Ich werde die Reise bis zu einer anderen Gelegenheit verschieben."

Vorher hatte er bereits den Inspekteur der Gendarmerie, General Lagrange, in geheimer Mission in die Rheindepartements geschickt, um sich über alle ihn interessierenden Fragen zu unterrichten. „Schicken Sie mir," so lautet die Anweisung, „die Notizen, die Sie über die Präfekten, Unter-Präfekten, Maires der hauptsächlichsten Orte, über die Bischöfe und andere Geistliche sammeln; über den Zustand der Wege, den Preis der Lebensmittel, die Aussichten der Ernte, über den Schmuggel, den Zolldienst, den Geist, der in jedem Korps, jeder Halbbrigade herrscht; über die Befehlshaber, die Zahl der Rekruten, die in jedem Korps eingestellt sind, . . . endlich eine allgemeine Schilderung, welche mich über alle wichtigen Gegenstände, über alles, was mich vom militärischen und Verwaltungsstandpunkt interessieren kann, unterrichtet. Ihr offizieller Auftrag ist die Inspektion der Gendarmerie, lassen Sie also weder direkt, noch indirekt den besonderen Auftrag durchblicken, mit dem Sie betraut sind. Schöpfen Sie Ihre Kenntnisse aus privaten Unterhaltungen, befragen Sie die Leute, die Ihnen solche Mitteilungen machen können, ohne jedoch Nachforschungen vorzunehmen oder indiskrete Fragen zu stellen." Aus einer ähnlichen Anweisung an Lebrun erfährt man, wie derartige Missionen von den Aushorchern ausgeführt wurden: „Ueberall, wohin Sie kommen, tragen Sie Sorge dafür, die Kommandanten, die Offiziere, die Verwaltungsbeamten, die Einwohner, von denen Sie Mitteilungen erwarten zu können glauben, zu Tisch einzuladen; vermeiden Sie jedoch, die Präfekten und Divisionsgenerale aufzufordern, wenn sie es nicht selbst verlangen." Man kann nicht behaupten, dies Verfahren der Denunziation, auf das es hierbei ja hinauslänft, sei schon ge-

Digitized by Google

wesen; seinen Zweck erreichte Napoleon dadurch aber jedenfalls.

Sobald die Ankunft Bonapartes zu erwarten war, begann man in den Rheindepartements mit den Vorbereitungen zum Empfang. Sogar die Häuser wurden auf Veranlassung des Präfekten neu gestrichen, damit sie einen vorteilhaften Eindruck machten.

Man hat bisher allgemein behauptet, Napoleon sei in den Rheinlanden mit ungeheurer Begeisterung aufgenommen worden, in Köln sollen ihm sogar von der Menge die Pferde ausgespannt worden sein. Ich stehe derartigen Nachrichten ungemein skeptisch gegenüber. Je tiefer man in die archivalischen Quellen eindringt, je mehr man sieht, in wie raffinierter Weise die öffentliche Meinung damals gerade im Rheinland bearbeitet wurde, desto mehr ist man geneigt, ein starkes Maß von Kritik anzuwenden. Der Mob jubelt jedem zu, gleichviel wer es ist. Das Ausspannen der Pferde kann ebenso gut bezahlte Mache gewesen sein. Andererseits wäre es gar nicht wunderbar, wenn Bonaparte, der selbst Goethe fesselte, der noch heute jeden, der sich mit ihm beschäftigt, in seinen Bannkreis zieht, Eindruck auf die Menge gemacht hat. Man kann aus dem Empfang also nicht ohne weiteres Schlüsse auf eine besondere Franzosenfreundlichkeit der Bevölkerung ziehen. Es bedurfte sogar starker Bemühungen des Präfekten, um z. B. im Roerdepartement die gewünschte außergewöhnliche Begeisterung zu erzeugen. Der Präfekt war die Seele aller Vorbereitungen; fast sämtliche Ideen, die man später ausführte, gingen von ihm aus. Am 20. Germinal XI. (10. 4. 1803) schrieb er an den Maire Kolb in Aachen: „Ich habe noch keine offizielle Nachricht über die Reise des ersten Konsuls erhalten; aber alles läßt vermuten, daß er diese Gegenden besuchen wird. Ihre Einwohner erwarten mit Ungeduld das Zeichen zu den Vorbereitungen, die sie zu treffen brennen, um das Oberhaupt der Republik mit dem erforderlichen Glanz zu empfangen." Deutlicher wird er einige Tage später: „Die Stadt Aachen gehört zu denen, die der erste Konsul demnächst zu besuchen beabsichtigt. Diese Stadt, berühmt durch so viele geschichtliche Erinnerungen, jetzt der Sitz der ersten Ortsbehörden, der Hauptort eines umfangreichen und wohlhabenden Departements und Bischofssitz einer großen Diözese, wird sich sicher nicht in ihrem Eifer von den benachbarten Städten Belgiens übertreffen lassen, in denen man von nichts reden hört, als von den prächtigen und zahlreichen Vorbereitungen zum glänzenden Emp-

Digitized by Google

fang des Oberhaupts der Republik, des Mannes, dessen Ruhm das Weltall erfüllt. . . . Ueberall bildet man Ehrenwachen. Diesem Beispiel muß man folgen. Ich werde in allen Gemeinden Listen zum Einschreiben auslegen lassen."

Wenige Tage später folgte ein Rundschreiben des Präfekten an sämtliche Maires des Departements, in dem alle Vorzüge des Systems Bonaparte aufgeführt wurden. Mechin muß doch wohl von der Selbstverständlichkeit der allgemeinen Begeisterung nicht so sehr überzeugt gewesen sein, und er hatte auch begründete Veranlassung dazu: bei der Abstimmung über Bonapartes Konsulat auf Lebenszeit waren nur 921 Stimmen abgegeben, von denen sicher noch ein ganz beträchtlicher Teil auf französische Beamte usw. entfiel. „Ich habe nicht nötig," schrieb der Präfekt unter anderem in diesem Zirkular, „Ihren Eifer anzustacheln. Es gibt niemand unter Ihnen, der nicht eine Ehre darin suchen würde, zu dem Glanze des Empfanges beizutragen, den das Departement dem Oberhaupt des Staates bereiten will. Schon beschäftigt sich der Hauptort angelegentlichst mit allen Vorbereitungen, welche sein Eifer ihm eingibt."

Es ist köstlich, zu sehen, wie hier immer einer gegen den anderen ausgespielt wird. Der Eifer, den der Präfekt der Stadt Aachen selber einbläst, wird als Mittel verwertet, um die Rivalität der anderen Orte des Departements anzustacheln. Diese künstliche Begeisterung könnte bis zum Eintreffen Bonapartes erlöschen: man gießt also von Zeit zu Zeit etwas Oel auf die Glut, um sie besser anzufachen. Besonders dem Hauptort traut man offenbar nicht recht, und gerade auf ihn muß der Präfekt sein besonderes Augenmerk richten. Im Augenblick, wo er sich nach Köln begibt, um auch dort persönlich nachzuhelfen, schreibt er eigenhändig an Kolb: „Bürger Maire, wir können nicht daran zweifeln, daß der erste Konsul demnächst hier eintrifft. Es ist Ihre Aufgabe, in allen Herzen den Eifer zu wecken, den ein so wichtiges Ereignis einflößen muß. Auf diese Nachricht hin, haben sich die Einwohner von Maasbricht beeilt, eine Ehrengarde zu Fuß und zu Pferde zu bilden. Indessen zählt diese Stadt bedeutend weniger Einwohner, als Aachen. Sie ist der Hauptort eines Departements mit viel geringerer Einwohnerzahl, von viel geringerer Bedeutung. . . . Während meiner Abwesenheit verlasse ich mich auf Ihren Eifer, und ich bin überzeugt, daß

Digitized by Google

Ihre Stimme in einer Kommune, die Sie hochschätzt, Beachtung finden wird."

Nach dem Rezept der napoleonischen Verwaltung fehlt nur noch eins, die Ergebenheitsadresse an den ersten Konsul; auch hierfür wurde gesorgt. Der Generalrat des Departements votierte schleunigst eine solche — wer dahinter steckt, ist unschwer zu erraten, wenn man den Wortlaut der Adresse mit einem Präfekturschreiben vom 8. Floreal vergleicht. Zwischen beiden besteht eine seltsame Uebereinstimmung gewisser Ausdrücke. Uebrigens ist ja zur Genüge bekannt, daß die Generalräte, Munizipalräte usw. nur dekorativen Charakter hatten und der napoleonischen Verwaltung nur als Aushängeschild dienten. Was sie berieten und beschlossen, war immer das, was der Präfekt wünschte.

Allzu leicht muß es dem Aachener Stadtoberhaupt nicht geworden sein, den von oben gewünschten Eifer auch hervorzurufen; der nachstehende, ungemein bezeichnete Brief einer Aachener Dame an Kolb zeigt, wie man aus Rücksichtnahme gegen den Maire schließlich nachgab: „Der Inhalt des Briefes, mit dem Sie mich gestern beehrt haben, muß mich sehr überraschen, da er mir völlig fremd ist und lediglich meine Schwiegersöhne und Söhne angeht, die zu alt sind, um unter meiner Leitung zu stehen und mich zur Richtschnur ihres Verhaltens zu wählen.

Indessen, um Ihnen mein Bemühen zu beweisen, mit meinen schwachen Kräften zu dem Plan beizutragen, eine Ehrenwache für das erhabene Oberhaupt des Staates zu bilden, habe ich Ihren Wünschen gemäß versucht, das eine oder andere Mitglied meiner Familie zu veranlassen, daß sie sich in die Liste einzeichnen; sie haben sich unter einander verständigt, und mein Schwiegersohn J. J. Brückner hat sich entschlossen, diesen ehrenvollen Platz im Namen meiner Familie zu übernehmen. Bitte übermitteln Sie ihm also ihre Befehle, da er absolut nicht weiß, wie er sich dabei verhalten soll. . . . Weder ich, noch irgend jemand meiner Familie hat durch sein Verhalten verdient, als krasser Egoist bezeichnet zu werden, und obwohl die Tätigkeit, der Charakter und die Gesundheit meiner Söhne es wünschenswert erscheinen lassen, daß Sie dieselben von der Teilnahme an der Ehrenwache entbinden, so werden Sie sie andererseits stets bereit finden, mit allen ihren Kräften zu dem Gelingen des Plans beizutragen und daran mitzuwirken. Wenn Sie ihnen nur die Mittel dazu angeben wollen,

Digitized by Google

so schmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß ihr Verhalten Ihnen nicht mehr Gelegenheit geben wird, sie des Egoismus zu zeihen." Das Wesentliche steht in diesem Brief natürlich zwischen den Zeilen. Es läßt aber tief blicken, daß der sonst so maßvolle Kolb sich sogar dazu verstiegen hat, einer Dame Egoismus vorzuwerfen. Wieviel offene oder versteckte Ablehnungen mag er vorher wohl erhalten haben? Indessen muß man sich hüten, aus dieser Absagung, an der Ehrenwache teilzunehmen, einen Rückschluß auf die Stimmung der Einwohner gegenüber Bonaparte zu ziehen. Es bestand ein ganz natürlicher Grund zu der ablehnenden Haltung: man sah den Dienst in dieser Ehrenwache an sich als etwas Entwürdigendes an, eine Auffassung, die sehr begreiflich ist, denn es ist eben nicht nach jedermanns Geschmack, die Rolle eines Gardisten zu spielen.

III. Ankunft im Roerdepartement.

Am 7. Fruktidor XII. (25. 8. 1804) war von Napoleon der Plan seiner Rheinreise endgiltig festgesetzt; er forderte Talleyrand auf, am 12. in Aachen einzutreffen. Als Stationsorte waren Aachen, Köln, Bonn, Koblenz, Mainz und Trier vorgesehen. Dem Besuch von Aachen war besondere Bedeutung beigelegt; dort sollte auch der österreichische Gesandte, Graf Cobenzl, sein Beglaubigungsschreiben überreichen. Napoleon hatte inzwischen die Kaiserwürde angenommen, und es handelte sich u. a. darum, die Rangordnung zwischen ihm und dem deutschen Kaiser zu regeln.

Napoleon schrieb über diese Frage an Talleyrand kurz vor seinem Eintreffen in Aachen: „Der Wiener Hof bedarf meiner, weil er höchst wahrscheinlich in ganz Europa auf Schwierigkeiten stoßen wird. Die Eitelkeit Rußlands und noch mehr die Preußens wird sich verletzt fühlen. Meine Absicht ist, keinen Fuß breit dem deutschen Kaiser nachzugeben. Ich werde ihn als Kaiser von Oesterreich anerkennen, dabei ist aber als selbstverständlich vorausgesetzt, daß er mich vorher anerkennt. Aachen ist der geeignetste Ort, wohin Cobenzl kommen könnte. Was die Etikette anlangt, so werde ich dem deutschen Kaiser den Vortritt lassen, der Kaiser von Oesterreich aber mir. Dieser Brauch hat immer bestanden. Es wäre lächerlich, wenn Frankreich seine Vorrechte verlieren sollte,

Digitized by Google

weil es um die Hälfte stärker ist. Indessen würde es auch einen brauchbaren Mittelweg geben: man könnte die Gleichheit aller Kaiser proklamieren; der von Deutschland würde seinen Rang verlieren, der von Oesterreich aber die Gleichberechtigung erlangen." Lenz in seiner Monographie „Napoleon I." behauptet, der Kaiser habe Franz II. auch als Kaiser von Oesterreich den Vortritt gelassen. Ich möchte einer Autorität wie Lenz nicht ohne weiteres einen Irrtum vorwerfen; es mögen ihm auch diplomatische Akten bekannt sein, die mir nicht zugänglich sind. Aber es scheint mir doch fraglich, ob der Kaiser in dieser wichtigen Frage, den Standpunkt, den er so entschieden einnahm, nachher aufgegeben hat. Es war im allgemeinen nicht seine Art, den Rückzug anzutreten. In einem anderen bedeutsamen Punkt irrt Lenz zweifellos. Er sagt, der Kaiser sei in Aachen am Tage Karls des Großen selbst in die Gruft des Helden hinabgestiegen. Man streitet noch heute darum, wo die Gruft Kaiser Karls im Münster zu suchen ist; Napoleon kann also unmöglich in diese Grabstätte hinabgestiegen sein. Uebrigens war der Kaiser am Tage Karls des Großen gar nicht in Aachen.

Die Vorbereitungen, die man im Roerdepartement im Jahre vorher zum Empfange getroffen hatte, wurden nunmehr erneuert; nur die zarte Andeutung des Präfekten, man möge, um Napoleon den Anblick des häßlichen Jakobstors, sowie der schmutzigen Lütticher Vorstadt in Aachen zu ersparen, eine neue Fahrstraße um die Stadt herum nach dem Burtscheidertor bauen, stieß anscheinend auf taube Ohren. Es ist bezeichnend für das napoleonische System, daß auch nicht eine einzige Idee, die bei dem Empfang und der Ausschmückung der Stadt ausgeführt wurde, den städtischen Behörden oder den Einwohnern zuzuschreiben ist. Die Bürger spielten ihre Rolle, der Präfekt aber soufflierte. Daß seine Stimme bei der Aufführung nicht deutlicher hörbar wurde, ist nur ein Zeichen, daß er seines Amtes mit großem Verständnis waltete. „Dies Ereignis," schrieb er über die Ankunft des Kaisers am 5. Fruktidor an den Maire, „legt Ihnen Verpflichtungen auf, die Sie sicher nicht vernachlässigen werden: Ihre Mitbürger müssen den Wunsch haben, die lebhafte Freude zu bezeigen, welche es ihnen einflößt, und auf ihrem ersten Beamten ruht die Sorge des Empfanges, den ihr Herz dem erhabenen Staatsoberhaupt bereiten will." Bei Mechin ist der Wunsch der Vater des Gedankens. Nicht anders verfuhr man überall. Der französischen Regierung muß man zu-

Digitized by Google

gestehen, daß sie in geradezu rührender Weise für ihre Untertanen sorgte, sie nahm ihnen sogar das Denken ab.

Der Maire war das getreue Sprachrohr des Präfekten. „Ich verlasse mich," schrieb er an die Bürgerhauptleute, „vollständig auf Ihren Eifer und Ihre Gewissenhaftigkeit, die Sie bei so vielen Gelegenheiten gezeigt haben, daß Sie Ihr Möglichstes tun, um alle Bürger, die bewaffnet werden können, zu versammeln. Im Falle, daß einzelne sich weigern oder nicht erscheinen, werden Sie genaue Aufzeichnungen führen, damit sie vor dem städtischen Polizeigericht verfolgt werden können."

Als der Kaiser sich Aachen näherte, war ihm Josefine entgegengefahren. Mechin hatte sich zum Empfang an der Grenze des Departements eingefunden. Die Rede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, verdient wegen ihres Ueberschwangs der Nachwelt erhalten zu werden:

Sire!

Vor wenigen Tagen herrschte noch Trauer in unseren Ringmauern. Die Hauptstadt erinnerte das Land an euerm Throne, und noch einige Stunden, so hätten wir diejenige verloren, welche sich so beliebt gemacht hat. Als auf einmal ein dumpfes Geschrei aus dem Palaste ertönte und sich in der Stadt, und dann auf dem Lande verbreitete: Sie geht nicht weg, denn der Kaiser kommt.

Sie hätten, Sire, bei dieser Nachricht die öffentliche Betrunkenheit vor Freuden in ihrer Völle, die Bürger sich drängen, sich untereinander fragen, umarmen und wechselseitig glückwünschen sehen sollen. Auf allen Punkten dieser großen Gegend verließ der Ackersmann seine Arbeit und eilte auf die Heerstraßen, um sie schnell auszubessern; ein jeder flechtete um die Wette Blumenkränze, und es ist weder eine Stadt, Flecken oder Dorf, so sich nicht um die Ehre, den Kaiser zu begrüßen, bewirbt.

Was für eine Huldigung ist wohl für Ihre kaiserliche Majestät würdiger, als diese freie und feierliche Bezeugung der Gesinnung eines wohlgeprüften und enthusiastischer Betrügereien wenig fähigen Volks!

Das Zurufen im Lager von Boulogne hat bis hiehin erschallet, der Rhein widerhallte dem Ozean, und das von den brittischen Ufern hergekommene Schreckengeschrei wurde durch vorläufige Siegesgesänge aufgenommen.

Digitized by Google

Die Nation, die unsere unsterbliche Legionen hervorgebracht, diese so oft siegreiche Legionen, und die Völker, welche sie überwunden hat, haben nur einerlei Gefühl; erstaunungswürdige Wirkung der Gewalt eines großen Mannes!

Oefters zollte die Furcht einen erzwungenen Tribut von Huldigung der Gewalt, öfters auch hat Schrecken unter der Volksklasse einen verführten Haufen versammelt, der leicht zu erkennen ist. In Gegenwart des einen ist die Freude so kalt wie Verstellung, und die Freudens-Bezeugung des anderen grenzte an Wut, während überall, wo Ihre Kaiserl. Maj. ihren siegreichen Schritt hinrichtet, begleitet Sie die Völkerliebe, die Wünsche aller rufen Sie zurück, und das Bedauern von allen folget Ihr nach.

Hat es aber auch wohl je einen Mann gegeben, der so viel Ruhm und Gutes über sein Vaterland verbreitet hat?

Sire! Als der Erste aller Magistraten dieses großen Landes, welches nach 10 Jahrhunderten wieder französisch geworden ist, im Namen seiner Einwohner berufen, den Kaiser zu komplementieren, fühle ich die Größe der mir zugestandenen Ehre; so fürchte ich dennoch, daß sie mich beschuldigen werden, meinen Auftrag unvollkommen erfüllt zu haben; sie werden mir sagen, es war leicht, recht zu loben, da es unmöglich war, zu heucheln.

Kommen Sie, Sire, kommen Sie, das Land zu besichtigen, welches so lange der Kriegsschauplatz gewesen ist. Die erste Stadt, welche Ihnen ihre Pforten öffnet, ist die alte Residenz der occidentalischen Kaiser, sie hat keine Paläste, keine Marmorsteine, keinen Glanz und keine Meisterstücke der Kunst zu ihrer Zierde, allein sie erglänzte 10 Jahrhunderte vom Ruhme ihres Stifters, und 10 Jahrhunderte des Glanzes werden ihr von dem Tage an erneuert, wo Ihre Kaiserl. Maj. sie mit ihrer Gegenwart beehrt haben.

Die Aschen Karls werden wieder aufkeimen und seine große Seele in Napoleon leben.

Was mich anlangt, welchen das Zutrauen Ihrer Kaiserl. Maj. zweimal zum Austeiler Ihrer Wohltaten an den äußersten Grenzen des Reiches gemacht hat, so unterstehe ich mich, Ihr zu bezeugen, daß man an den Pyreneen, im Innern und in Mitte der Läger so wie auch an den Ufern des Rheins Franzose ist."

Der Kaiser muß wirklich innerlich gelächelt haben, wenn er überall in anderer Form die Phrasen, die er selbst geprägt hatte, wieder über sich ergehen lassen

Digitized by Google

mußte. Das einzig Erträgliche war noch, daß jede einzelne derartige Rede ihre persönliche Note hatte; denn Napoleon war viel zu klug, um Papageien auszubilden. Es wäre vielleicht eine dankbare Aufgabe, eine größere Sammlung von Reden aus der napoleonischen Zeit herauszugeben. Man würde eine Steigerung des Ueberschwangs von Jahr zu Jahr wahrnehmen und sich vielleicht nicht darüber wundern, daß der Kaiser einen Abscheu vor der Bildungsfähigkeit der menschlichen Erbärmlichkeit empfand. Napoleon kannte sein Publikum gut. Steter Tropfen höhlt den Stein. Wer Tag aus, Tag ein in der Oeffentlichkeit, auf der Kanzel, in der Zeitung, selbst im privaten Leben immer dieselbe Melodie vernimmt, fängt schließlich an, danach zu tanzen.

IV. Einzug in Aachen.

In Aachen hatte man sich inzwischen zum Empfang des Kaisers gerüstet. Zwei Stunden weit bildeten bewaffnete Bürger und Militär Spalier. Von Distanz zu Distanz waren Kanonen aufgestellt, um die Ankunft Napoleons den Einwohnern zu verkünden. 500 Schritt vor der Stadt, wie es im Reglement vorgeschrieben war, stand der Maire mit seinen Beigeordneten zur Begrüßung bereit. Er hielt eine Ansprache und überreichte dem Kaiser die Stadtschlüssel in einer goldenen Schale. „Sie sind in guten Händen", antwortete ihm Napoleon, „verwahren Sie dieselben immer so, wie Sie sie bewahrt haben". Diese Worte machten natürlich einen sehr guten Eindruck auf die Beteiligten. Der Kaiser wußte das recht gut und wandte diesen Trick häufiger an. Als ihm z. B. in Rouen der Maire Fontenay die Stadtschlüssel überreichte, behielt Bonaparte sie eine Zeitlang in der Hand und reichte sie dann dem Maire zurück, indem er aus seinem Wagen heraus mit lauter Stimme folgende Worte an die versammelten Stadtväter richtete: „Bürger! Ich kann die Schlüssel niemandem übergeben, als Herrn Fontenay, der mein und Eurer Vertrauen aus so vielen Gründen rechtfertigt." Er ließ dann Fontenay zu sich in den Wagen steigen, indem er bemerkte, er wolle Rouen in der Person seines Maire ehren. Ob Napoleon es in Aachen mit dem Maire Kolb ebenso gemacht hat, ist nicht bekannt. Jede Stadt glaubte natürlich, daß sie die einzige wäre, die in dieser Weise ausgezeichnet wurde.

Digitized by Google

Beim Einzug des Kaisers in Aachen stand am Maastrichter Tor ein Triumphbogen, der eine Figur des Kaisers trug, die man für 48 Franken beschafft hatte. Von oben tönte Musik herab. Die Gestalt wies auf Frieden und Krieg; die einzige Inschrift lautete: „Sieger und Friedensstifter." Ein flaches Relief stellte den Genius der Stadt dar, welcher neben dem Namen Karls des Großen den Napoleons schrieb.

Die Straßen waren mit Grün und Sinnbildern geschmückt. Am Rathaus hingen Tücher Aachener Herkunft. Vor dem Gebäude standen Bäume, an denen man Darstellungen der wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des Kaisers angebracht hatte; davor stieg Weihrauch aus Kohlenpfannen auf, eine recht sinnige Zusammenstellung, so sinnig, daß man geneigt sein möchte, Mechin als den Vater dieses Gedankens anzusehen.

Die Pfarrer und Hilfsgeistlichen derjenigen Kirchen, an denen der Kaiser bei dem Einzug vorbeikam, mußten sich im geistlichen Gewand auf den Stufen vor der Hauptpforte ihrer Kirche aufstellen. In der Präfektur, wo Napoleon abstieg, waren die weltlichen und geistlichen Behörden zur Begrüßung bereit. Das Publikum interessierte sich besonders für den Mameluken Rustam, der im Gefolge des Kaisers ritt. Dieser trug ein auffallendes, reich gesticktes Kostüm: ein Barett von farbigem Sammt mit goldener Agraffe und Federstutz zierte sein Haupt; er saß auf einem in türkischer Art aufgezäumten Pferde und ließ den Säbel möglichst laut klirren.

Abends waren die Stadt und das Rathaus illuminiert; 16 Laternen — wahrscheinlich die aus Köln geliehenen — brannten auf den Rathaustürmen; vor dem Gebäude flammten 8 Teerkränze. An der Fassade sah man eine Anzahl lateinischer Inschriften, die ich in deutscher Uebersetzung hier wiedergebe:

Als Kaiser bist Du gerecht — als Mensch mildtätig.

Deine Ehre, Dein Name, Deine Lobeserhebungen werden ewig klingen.

Die Kirchen sind geöffnet, der Thron verbreitet Glanz, ganz Frankreich jubelt, — Und dies alles haben wir allein Napoleon zu danken.

Digitized by Google

Religion, Sitten, Künste, Handel, Gesetze
Blühen unter dem Schutze des großmütigen
Napoleon.

Pipins großer Sohn war Gründer dieser
Stadt, — Der noch größere Napoleon be-
schützt, verschönert, liebt sie.

In der Gesellschaft Josefines hatte die Ankunft des Kaisers keine freudigen Gefühle hervorgerufen. Madame X. schreibt: „Allgemeine Bewegung. Morgen trifft Bonaparte ein. Ich finde es auffallend, daß man in einer Lage wie die seinige es ist, so wenig Liebe findet; es sollte doch, meine ich, sehr leicht sein, geliebt zu werden, wenn man, um jemand glücklich zu machen, dies nur zu wollen braucht. Es scheint aber, daß es Bonaparte an diesem Willen fehlt, denn vom Kammerdiener bis zum höchsten Kronbeamten fühlt sich jeder bei seiner Annäherung von Schrecken überkommen." Napoleon wollte allerdings nicht glückliche, sondern dienstteifrige Menschen um sich haben. „Er ist angekommen," fährt Madame X. fort. „Mit ihm ein ganzer Schwarm von Vigilanten und Spionen; schon ist aus unserer kleinen Gesellschaft die bisher herrschende Heiterkeit verschwunden. Seit seinem Eintreffen wissen wir, daß unter den zwölf Personen, die zur Begleitung Josefines bestimmt waren, sich eine Spionin befindet. Napoleon zeigte, daß er über alles Bescheid wußte; daß wir z. B. an dem und dem Tage eine Spazierfahrt gemacht hatten, an dem und dem Tage zum Frühstück bei Madame Semonville gewesen waren usw. Als ich heute abend alle die mit ihm oder gleich nach ihm eingetroffenen Herren in steifer Haltung dastehen sah und bemerkte, daß sie sich nicht vom Fleck zu rühren wagten, fragte ich mich, weshalb wohl diejenigen, die die Macht in der Hand haben, von jeher der Meinung waren, der Respekt käme am deutlichsten zum Ausdruck, wenn die Leute ihren Bewegungen soviel wie möglich Zwang antäten; der Anblick dieser in ihrer Gegenwart gebeugt stehenden Leute muß ihnen doch angenehm sein — unbegreiflich."

Die Spionin, von der die Palastdame redet, wird wahrscheinlich die Vaudey gewesen sein. Madame X. beweist übrigens mit ihrer letzten Bemerkung, daß sie die wahren Anschauungen des Kaisers wenig kannte. Angenehm war die Kriecherei und die gezwungene

Digitized by Google

Haltung seiner Umgebung Napoleon wohl kaum, eher verächtlich. Aber in seiner Lage als früherer General diente sie dazu, seine Bedeutung zu erhöhen. Wäre er auf dem Thron geboren, so würde er wahrscheinlich wie Ludwig XVIII. zu Talleyrand in freundlichem Tone gesagt haben: „Ich bin sehr erfreut, Sie hier zu sehen; unsere beiderseitigen Familien sind von gleichem Alter, aber meine Vorfahren haben es geschickter anzufangen gewußt, als die Ihrigen. Wäre das Umgekehrte der Fall, so würden Sie jetzt sagen: „Nehmen Sie einen Stuhl, setzen Sie sich zu mir und lassen Sie uns von unseren Angelegenheiten reden." Heute aber sage ich: „Setzen Sie sich, lieber Talleyrand, und lassen Sie uns zusammen plaudern."

Napoleon war von kleiner Statur, der Oberkörper etwas zu groß im Verhältnis zum Unterkörper. Die Stirn hoch und frei, die kastanienbraunen Haare, besonders an den Schläfen, nicht dicht, aber sehr fein und sehr weich. Die Augen zeigten ein schönes Graublau, in ihnen spiegelten sich die augenblicklichen Stimmungen in einer merkwürdigen Weise. Bald waren sie sanft, wie liebkosend, bald streng und von schneidender Härte. Die Augen, in der Regel glanzlos, gaben dem Gesicht in ruhigen Augenblicken einen melancholischen Ausdruck. Im Zorn wurde der Blick wild und drohend; das Lächeln dagegen, welches ihn gut kleidete, entwaffnete sofort, es verschönte ihn auffallend und schien ihn zu verjüngen. Schwer war es, sich nicht dadurch gewinnen zu lassen. Der Hals war etwas kurz, die Brust breit, die Beine wohlgeformt. Hände und Füße klein und tadellos gestaltet. Zuweilen kaute er etwas an den Nägeln, ein Zeichen von Ungeduld oder von scharfem Nachdenken. Die Haltung des Kaisers schien etwas nach vorn gebeugt. Seine Bewegungen und Gesten waren kurz, abgebrochen und eckig, ebenso Sprache und Ausdrucksweise. Das melodische Italienisch verlor in seinem Munde jeden Wohlklang. Jede Sprache schien ihm fremd und angelernt zu sein; man hörte ihm den Zwang an, den er sich antat, um sich deutlich auszudrücken. Regel und Gesetz schienen ihm eine unerträgliche Last, jede Freiheit, die er sich nahm, ein Sieg zu sein. Sich unterzuordnen, war ihm unmöglich. Hatte ihm ein Gegenstand gefesselt, so bedurfte er gar keiner Gegenrede, sondern er redete sich selbst ins Feuer. Dann flogen die Gedanken in kühnem Fluge, aber er achtete sehr genau darauf, ob man ihm auch folgte. Wenn er dies an den Blicken und Bewegungen erkannte, so zeigte er deutlich Freude und Befriedigung. Das sicherste und

Digitized by Google

bequemste Mittel, ihm zu gefallen, bestand darin, ihm aufmerksam zuzuhören.

Napoleon übte auf jeden, der mit ihm in Berührung kam, einen eigenartigen fascinierenden Eindruck aus, dem sich selten jemand zu entziehen vermochte, den eines Mannes, der sich aufzwingt, den man nie vergessen kann. Napoleonszauber! Der Einzige vielleicht, der diesem Feuergeist kühl und überlegen gegenüberstand, war Talleyrand, der feinste Kopf in der Umgebung des Kaisers. Es ist interessant, diesen Grandseigneur auf dem Parkett des Kaiserreichs zu beobachten. Er ist die Vergangenheit Frankreichs, die im goldgestickten Gewande mit kühlem Herz, ein ewiges leises, fast unmerkliches Lächeln auf den feinen Zügen, Umschau hält und dann einen Blick auf das kleine goldene Zifferblatt auf dem Kaminsims richtet, um zu sehen, ob die Uhr der Napoleoniden noch nicht abgelaufen ist.

Napoleon war eigentlich niemals zu Hause. Seinen Gemächern fehlte das Persönliche. Was er gebrauchte, befand sich in einigen Koffern; wohin er kam, war in kürzester Zeit alles zur Benutzung eingerichtet. Hatte man die Nezessaires ausgepackt, die Mappen ausgebreitet, so war der Kaiser zu Hause und begann mit der Arbeit; auf Behaglichkeit und Prunk legte er gar keinen Wert. Viel wichtiger war ihm, daß die Sachen, die er für seinen persönlichen Bedarf oder für seine geistige Tätigkeit nötig hatte, an bestimmter Stelle bereit lagen. Deshalb hatte er selbst genaue Bestimmungen darüber getroffen und verlangte, daß sie innegehalten wurden, gleichviel ob er sich in Paris, Aachen, Köln, Wien oder Moskau aufhielt. Er wünschte überall die inneren Gemächer gleich, die Möbel ähnlich, vor allen Dingen an denselben Plätzen stehend zu haben.

Kein Mensch war vielleicht gleichmäßiger und folgte mehr der Gewohnheit, als Napoleon. Es ist aber nicht Pedanterie, die ihn leitet, sondern die Ueberzeugung, daß Ordnung die Grundlage der Arbeit sein muß. Wer täglich für Millionen arbeitet, hat mit jeder Sekunde zu rechnen. Jede überflüssige Handbewegung ist für den Vielbeschäftigten ein Verlust. Es ist ungemein charakteristisch für Bonaparte, daß der einem bestimmten Möbel zum täglichen Gebrauch zugewiesene Platz ihm wichtiger dünkt, als das Aeußere des Gegenstandes. In dieser Anschauungsweise steckt etwas Unpersönliches, sie bedeutet eine Loslösung von der ganzen Umgebung, wie sie nur großen Männern eigen ist. Der schwerfällige Apparat,

Digitized by Google

der die früheren Herrscher umgab, ist verschwunden. Das Zeremoniell, das bisher beim Aufwachen des Fürsten begann, muß Halt machen an der Tür, die zu den inneren Gemächern führt. Napoleon arbeitet, er braucht seine Zeit notwendig für wichtigere Dinge, wie seine Vorgänger.

Der Kaiser konnte nach Gefallen schlafen, er bedurfte nur einer Ruhe von 6 Stunden, gleichviel ob er hintereinander oder mit Unterbrechung schlief. Aus dem tiefsten Schlaf konnte er zum hellsten Bewußtsein erwachen. Wenn in der Nacht wichtige Depeschen eintrafen, so klopfte der Adjutant an die Tür, neben welcher der Mameluk Rustam schlief; Rustam öffnete, ließ den Offizier ein und verschloß hinter ihm wieder die Tür, nachdem beide sich überzeugt hatten, daß außer dem Adjutanten niemand eingetreten war. Der Offizier kratzte dann an der Tür, die zum Schlafzimmer Napoleons führte. Die Tür war von innen verschlossen; der Kaiser erhob sich, öffnete aber erst, wenn er die Stimme des Adjutanten genau erkannt hatte. Diese ebenso einfachen, wie praktischen Vorsichtsmaßregeln wurden streng im Auge behalten.

Zwischen 6 und 7 Uhr morgens trat der erste Kammerdiener des Kaisers in das Schlafgemach. Napoleon, der beim Aufstehen gewöhnlich ziemlich lustig war, plauderte zuerst mit dem Kammerdiener und ließ die Fenster öffnen. Er liebte die frische Luft über alles, die eingeschlossene Zimmerluft war ihm zuwider, üble Gerüche, insbesondere Farbengerüche machten ihn unwohl. Das einzige Parfüm, das er liebte, war der Aloe; überall, wo er wohnte, mußte aus einem kleinen Räucherapparat etwas davon verbrannt werden, um die Luft zu reinigen. Da Napoleon gegen Kälte in seinen Gemächern sehr empfindlich war, so wurde bis spät in das Frühjahr Feuer in den Zimmern gebrannt.

Sobald das Schlafzimmer gelüftet, der Kaiser schnell aufgestanden war und sich in seinen Schlafrock gehüllt hatte, nahm er aus den Händen des Privatsekretärs die eingegangenen Briefschaften entgegen. Er setzte sich vor das Kaminfeuer und erbrach die Briefe selbst. Boten sie irgend welches Interesse, so wurden sie zu weiterer Prüfung beiseite gelegt; die übrigen wanderten auf den Fußboden. Napoleon nannte das „seine Beantwortung". Hierauf überflog er die Zeitungen, deren Spalten er meist selbst gefüllt hatte; jede Zeile, die er nicht selbst hatte redigieren lassen, fiel ihm sofort auf. War er hiermit fertig, so fragte er nach dem Namen der im Salon Anwesenden

Digitized by Google

und bezeichnete die Personen, die er später empfangen wollte. An bestimmten Tagen erschien der erste Leibarzt Corvisart, der Napoleon auch auf der Rheinreise begleitete. Ob dieser wirklich, wie Cünzer erzählt, bereits vorher mit Josefine in Aachen eingetroffen war, habe ich nicht feststellen können. Es ist allerdings nicht wahrscheinlich, weil Josefine sich von Dr. Reumont in Aachen behandeln ließ; dieser würde — wenigstens aus Artigkeit — den berühmten Kollegen wohl hinzugezogen haben. Corvisart war der einzige Mediziner, dem der Kaiser wirklich Zutrauen schenkte. Der Arzt führte, nachdem er sich von seiner Frau hatte scheiden lassen, ein kostspieliges Junggesellenleben, er verbrachte seine freie Zeit mit Bonvivants und hübschen Damen. Man kann wohl annehmen, daß er sich auch während des Aufenthalts in Aachen ganz gut amüsiert haben wird. Die Feste, denen der berühmte Arzt beiwohnte, zeichneten sich immer durch eine gewürzte Munterkeit aus.

Napoleon begrüßte seinen ärztlichen Berater stets mit einigen Scherzen: „Da sind Sie ja, großer Charlatan! Haben Sie heut schon viele Menschen umgebracht?“ Corvisart antwortete in derselben Tonart und ließ sich ruhig in die Ohren kneifen. Masson kennzeichnet die Art dieser Unterhaltungen sehr fein mit folgenden Worten: „Es ist, als höre man die klangvolle Stimme, die, so leise sie auch sein mochte, ins Innere der Menschen traf; diese Ausdrucksweise, die wie ein Zeitgenosse sagt, so seltsam, so einzig in ihrer Art war durch die sonderbare Betonung einzelner Silben, durch das Skandieren der Worte, die wie gesungen klangen und dadurch an Bedeutung gewannen; die langen Silben ließ er in einer Resonnanz nachklingen, die man nicht vergessen konnte. Kein lärmendes Gelächter bei Heiterkeit erweckenden Umständen; kaum eine leise Aenderung in der Stimme, eine ironisierende Pointe mit etwas wie einem flüchtigen Lächeln in den Augen.“

War Corvisart nicht da, plauderte der Kaiser mit dem Kammerdiener, er erkundigte sich nach dem Stadtklatsch und amüsierte sich darüber. Seine Neugier war kaum zu befriedigen; er wünschte alles Gerede, selbst das alter Weiber, ihr Gezänk und die Streitereien von Dienstboten untereinander zu kennen. Es wird schwer zu sagen sein, ob er dies nur tat, um sich zu belustigen oder weil ihm keine Quelle zu trübe war, um daraus zu schöpfen. Während der Plaudereien schlürfte er aus einer Tasse, die mit Tee oder dem verzuckerten Saft von Orangenblüten ge-

Digitized by Google

füllt war. Er ließ sich die Tasse von dem ersten Kammerdiener auf einem silbernen oder vergoldeten Tablett reichen, das, ebenso wie die Tasse, zum großen Nezessaire gehörte. Der Kaiser achtete sorgfältig darauf, daß keine anderen Geräte benutzt wurden. Den Zucker tat er selbst in die Tasse; sobald ihm der Inhalt nicht schmeckte, wies er ihn zurück. Dies war die einzige Vorsicht, die er gegen Vergiftungsversuche anwendete.

Mit roten oder grünen Pantoffeln an den Füßen, die er solange als möglich gebrauchte, weil er keine neuen Morgenschuhe tragen mochte, eilte der Kaiser dann in das Badezimmer. Für warme Bäder hatte er geradezu eine Leidenschaft, er blieb oft eine volle Stunde im Wasser und drehte immer wieder den Hahn für heißes Wasser auf. Das Bad wurde schließlich so heiß, daß das ganze Badezimmer von Dampf angefüllt war. Häufig mußte der Privatsekretär ihm inzwischen eingegangene Depeschen und Zeitungen vorlesen. Das heiße Baden war eine Notwendigkeit für ihn, weil er an Hartleibigkeit litt. Beim Verlassen des Bades zog er eine Flanelljacke und ein Hemd an, darüber eine Art Pantalon mit Füßen und einen langen Schlafrock von einem Gewebe aus Leinwand und Baumwolle; im Winter einen Pantalon mit Füßen von Barchent und einen Hausrock von weißem Wollenstoff. Um den Kopf hatte er das bunte Tuch geschlungen, welches er beim Schlafengehen mit einem Knoten vor der Stirn befestigte, sodaß die beiden losen Zipfel hinten über die Schultern fielen. In diesem Kostüm arbeitete er während der Nacht, aber auch lange am Tage, und empfing gelegentlich im hinteren Kabinett die Minister.

Napoleon war einer von den wenigen Leuten, die sich damals schon selbst rasierten, eine Sitte, die noch für ziemlich exzentrisch galt. Seltsam genug ging es bei dem Rasieren zu. Rustam hatte den Spiegel aus dem großen Nezessaire zu halten. Der Kaiser in seiner Flanell-Unterjacke benetzte sich das halbe Gesicht mit Seifenwasser, das der zweite Diener reichte, und spritzte es rings um sich her; dann trocknete er die Hände ab, nahm das Rasiermesser, welches soeben durch heißes Wasser gezogen war, und fing an, sich von oben nach unten zu rasieren. Hatte er die eine Seite seines Gesichtes fertig, so machten sämtliche Beteiligten eine halbe Wendung, Rustam mit dem Spiegel voltigierte nach rechts oder links, je nachdem das Licht fiel, und der Mann mit dem Seifenschaum folgte. Ehe der Kaiser aufhörte, fragte er einen jeden, ob er gut

Digitized by Google

rasiert wäre; er hat niemals unterlassen, sich zu rasieren.

Sobald diese Prozedur beendet war, wurden die Hände gewaschen und das Gesicht mit kleinen, sehr feinen Schwämmen gereinigt. Dabei tauchte der Kaiser wiederholt den Kopf in das silberne Waschbecken, welches so groß war, daß man es für eine kleine Wanne hätte halten können. Dann kamen die Zähne an die Reihe. Sie wurden zuerst mit einem Zahnstocher gesäubert, hierauf mit einer in Opiat getauchten Bürste geputzt; dies wurde mit einem feinen Zahnpulver wiederholt und der Mund mit einer Mischung von Branntwein und Wasser ausgespült. Die Zunge bearbeitete der Kaiser mit einem Schaber von Silber oder Schildpatt. Dieser sorgfältigen Behandlung verdankte der Kaiser die Erhaltung seiner Zähne, die vollzählig, schön und sehr gleichmäßig waren. Nachdem das Waschen beendet war, beschnitt Napoleon sorgfältig seine Nägel mit einer sehr scharfen spitzen Schere; er wußte, daß er schöne Hände hatte, und widmete ihnen eine ganz besondere Pflege. Wenn eine Schere ihm nicht gut genug schnitt, zerbrach er sie. Dann zog er die Flanelljacke aus, ließ sich Eau de Cologne über den Kopf gießen und frottierte sich mit einer scharfen Bürste Brust und Arme. Der Kammerdiener bearbeitete Rücken und Schultern, hatte den ganzen Körper zu reiben und zu kneten, während er Ströme von Eau de Cologne darüber ausgoß. Diese Art der Massage hatte Bonaparte aus dem Orient mitgebracht; er hielt sie für sehr gesund. „Stärker, stärker," rief er dem Kammerdiener zu, „tue, als wäre ich ein Esel."

Nach dem Baden, Waschen und Frottieren zog der Kaiser wieder eine Flanelljacke an, hierüber ein Hemd. Dann ließ er sich von dem Kammerdiener sehr zarte, dünne Merinosocken und über diese weißseidene Strümpfe anziehen, die durch elastische Kniebänder festgehalten wurden. Nachher reichte ihm der Diener ein Paar Unterhosen von sehr feiner Leinwand oder feinstem Barchent und eine Kniehose von weißem Kaschmir, die unten eine kleine goldene Schnalle trug. Wenn Napoleon statt der Schnallenschuhe Reitstiefel anzog, trug er ein eng anliegendes Beinkleid von weißem Trikot. Schuhe und Stiefel mußten sehr bequem sitzen, sie wurden stets drei Tage, bevor sie vom Kaiser in Gebrauch genommen wurden, durch einen Garderobenunterbeamten, der genau Napoleons Fuß hatte, ausgetreten. Die Reitstiefel waren mit Maro-

Digitized by Google

quin oder mit Seidenplüsch gefüttert; die Sporen klein, von Silber und nur einen Zentimeter lang.

Am Halse trug der Kaiser zunächst eine sehr dünne Kravatte aus Musselin und darüber eine sehr hohe, steife aus schwarzer Seide oder Köper mit einer kleinen Ausrundung vorn. Die Weste war aus weißem Kaschmir gefertigt und reichte ziemlich tief herab. Jeden Tag wurde eine andere Hose und eine andere Weste angezogen. Napoleon ging mit seiner Garderobe wenig schonend um; es kam ihm nicht darauf an, die Feder an der Hose abzuwischen, ebenso hatte er die Angewohnheit, die Strümpfe dadurch zu beschmutzen, daß er mit den Hacken daran kratzte.

Ueber der Weste trug er die Degenkoppel. Die Degen, von denen er nur zwei regelmäßig gebrauchte, hatten goldene Stichblätter und Scheiden, die mit Schildpatt und goldenen Beschlägen verziert waren. Für die Byzantiner hatten diese Waffen eine besondere Weihe: man brachte es sogar fertig, vorzuschlagen, der Degen, den Napoleon bei Austerlitz getragen habe, möge als Reliquie geweiht und zur öffentlichen Verehrung ausgestellt werden! Die Verherrlichung des Kaisers ging nicht nur in diesem Falle ins Abgeschmackte über; bei einem Fest im Stadthause zu Paris verglich man Napoleon sogar mit Gott: am Thronhimmel brachte man in großen goldenen Buchstaben die Worte aus II. Buch Mosis Kapitel 3 Vers 14 an: „Ich werde sein, der ich sein werde."

Den Großkordon der Ehrenlegion trug der Kaiser gewöhnlich über, gelegentlich auch unter der Weste, nur bei feierlichen Gelegenheiten über der Uniform.

Bei Beendigung der Toilette wurde die Uniform gereicht. Gewöhnlich trug Napoleon die der reitenden Gardejäger, an Sonntagen die der Garde-Grenadiere zu Fuß. Der Jägerrock bestand aus grünem Tuch; Kragen und Umschläge waren rot, an den Schößen befanden sich kleine Jagdhörner in Goldstickerei. Die Uniform der Garde-Grenadiere war von dunkelblauem Tuch, Umschläge der Schöße und Aermel scharlachrot, die Patten und die Taschen an den Schößen mit goldenen Granaten gestickt. Die goldenen Epauletten waren klein, sehr leicht, die Raupen am Rock befestigt.

Wenn der Kaiser, nach endlich beendeter Toilette, die inneren Gemächer verließ, nahm er mit der linken Hand den Hut, den der erste Kammerdiener ihm überreichte. Diese Kopfbedeckung war aus schwarzem Kastor hergestellt und nur mit einer kleinen dreifarbigen Kokarde verziert. Die Hüte waren groß und sehr unbequem, und wenn sie längere Zeit dem Regen aus-

Digitized by Google

gesetzt waren, so verloren sie ihre ursprüngliche Form. Obwohl der Kaiser am Kopfe sehr empfindlich war, hielt er doch an diesen Hüten fest, weil er sich durch den seltsamen Hut bezeichnet und für jedermann erkennbar hielt. Später war er nahe daran, einen Helm von vergoldetem Kupfer zu tragen. Zu Zivilkleidern, die er selten anlegte, und zwar nur, wenn er unerkannt bleiben wollte, trug er den üblichen runden Hut. Der Kaiser hatte die Kopfbedeckung fast stets bei sich, entweder auf dem Kopfe oder in der Hand. Er faßte den Hut gewöhnlich an der vorderen Flügelkrempe und hantierte damit während der Unterhaltung. Geriet er in Zorn oder wollte er zornig scheinen, so warf er ihn auf die Erde und stieß ihn mit dem Fuß von sich.

Nach dem Hut reichte der Kammerdiener ihm ein Taschentuch, auf welches Eau de Cologne gegossen wurde; Napoleon drückte das Tuch erst auf die Lippen, dann auf die Stirn und betupfte damit die Schläfen. Zur vollständigen Ausstattung gehörte noch eine Lorgnette, eine Bonbonniere mit kleinen Pastillen aus Lakritzen und Anis und endlich eine Schnupftabakdose. Ohne diese Gegenstände verließ Napoleon niemals die inneren Räume. Er war zwar nicht hochgradig kurzsichtig, konnte aber doch nicht weit sehen und bediente sich im Hause sowohl, als im Felde, einer Lorgnette oder eines Binocles mit Stiel. Die Bonbonnieren waren runde kleine Schächtelchen aus Kristall oder Schildpatt mit goldenen Einfassungen. Die Pastillen hatten den Zweck, den Mund zu parfümieren und waren zugleich die einzige Näscherei, die sich der Kaiser gestattete. Unter den zahlreichen Schnupftabakdosen bevorzugte er die einfachen mit ovaler Form. Eine besondere Vorliebe hatte er für Dosen mit Medaillen berühmter Männer, es schien, als wenn er immer seine großen Vorbilder vor Augen haben wollte.

Napoleon verbrauchte große Mengen von Tabak; er nahm nicht übermäßig viele Prisen, aber die einzelne Prise war sehr reichlich; er zog sie nämlich nicht ein, sondern ließ sie wieder fallen, sobald er die Nasenlöcher gefüllt hatte. Oft hielt er nur die Dose unter die Nase und bewegte sie hin und her. Mit dem Tabakrauchen hatte er es ähnlich gemacht, er wollte, als ihm der persische Gesandte eine Pfeife geschenkt hatte, den Rauch atmen, ohne ihn einzuziehen, und von sich zu blasen. Dies bekam ihm sehr schlecht, dem eingeatmeten Rauch folgte ein fürchterlicher Husten. „Weg damit", rief er, „o, diese Schweinerei! Das Herz

Digitized by Google

dreht sich einem ja im Leibe um!" Seitdem hat er nicht wieder geraucht. Dieser Vorfall ist charakteristisch, er beweist, daß der Kaiser sich keiner Regel zu fügen vermochte.

Eine Uhr trug er gewöhnlich nicht. Hatte er zufällig eine bei sich, so beachtete er sie gar nicht, es kam sogar vor, daß er sie beim Entkleiden ebenso von sich warf, wie alle übrigen Sachen. Bei natürlichen oder künstlichen Zornesausbrüchen faßte er ebenfalls nach der Uhr und warf sie auf die Erde. Reparaturen kamen daher sehr häufig vor.

Geld steckte er niemals ein. Ritt er aus oder ging er und wollte irgendwo eine Spende machen, so wandte er sich an den Adjutanten, Kammerherrn oder Stallmeister, ja an den ersten besten, der ihm im Schloß begegnete. In seinen inneren Gemächern lagen stets Geldrollen für ihn bereit; wollte er eine größere Summe schenken, so kritzelte er einen Bon und steckte ihn dem Beteiligten in die Hand. Dank liebte er nicht.

V. Die Audienzen.

Einige Minuten vor 9 Uhr kratzte der Kammerherr vom Tagesdienst an der Tür; ein Kammerdiener, der den Befehl des Kaisers abgewartet hatte, öffnete und ließ ihn eintreten. Der Kammerherr übergab das Verzeichnis der zur Morgenaufwartung erschienenen Personen. Im anstoßenden Zimmer standen an jeder Tür zwei Lakaien; im zweiten Raum warteten die Hofbeamten und die diensthabenden Herren. Punkt 9 Uhr verließ Napoleon die inneren Gemächer; war er früher fertig, so wartete er, bis die Uhr geschlagen hatte. Er betrat den ersten Salon, in welchem gleichzeitig mit ihm die Hausbeamten vom Dienst eintraten. Gewöhnlich ging diese Audienz sehr still vor sich. Der Kaiser teilte meist nur ganz kurz einige Befehle aus. Alles hatte dabei militärische Form, es wurde nicht geplaudert, keine Scherze ausgetauscht, es gab keine Vertraulichkeiten oder Gunstbezeugungen.

Mit einem kurzen Gruß beendete der Kaiser diese Audienz, dann öffnete der diensthabende Kammerherr die Tür und es begann der Empfang der Staatsbeamten usw. Jeder, der sich eingestellt hatte oder befohlen wurde, erschien in dem seiner Würde entsprechenden und vorgeschriebenen Anzuge, mit Orden geschmückt, in seidenen Strümpfen und Schnallen-

Digitized by Google

schuhen. Am meisten sprach der Kaiser mit denen, die er zu sehen nicht gewohnt war. Lag eine Veranlassung vor, einem hohen Beamten eine Zurechtweisung zu erteilen, so erfolgte dies nicht selten vor der ganzen Versammlung: allerdings handelte es sich dabei immer um wichtige Dinge. Die ganze Unterhaltung drehte sich um politische oder Verwaltungsangelegenheiten. Fragen, die durch ihre knappe und genaue Fassung, durch die Einzelheiten, die sie berührten, fast beunruhigten, wurden gestellt und eine ebenso klare, kurze Antwort wurde verlangt. Es ging zu, wie bei einer Vernehmung vor Gericht.

Hierauf folgten die Privataudienzen. Vor dem Kamin stehend, gegen den er unausgesetzt mit den Hacken seiner Schuhe klopfte, empfing er die Bittsteller. „Seine klaren Augen," sagt Masson, „die von einem Blau waren, das fast schwarz werden konnte, wenn sich die Aufmerksamkeit auf irgend etwas konzentrierte, dann wieder stahlgrau aussahen, wenn irgend eine innere Bewegung, namentlich Zorn ihn ergriff — sie glänzten dann und schienen von flüssigem Metall — richteten sich mit durchdringendem Blick auf den, der vor ihm stand und den er bis zu Ende anhörte. Dann stellte er meist kurze, oft, besonders für die Damen, wenig höfliche Fragen. Mit Damen zu verhandeln, hatte er nicht gelernt, er benahm sich nicht richtig ihnen gegenüber; einige nahmen es übel und gaben heftige Antworten. Er trug sie ihnen aber nicht nach, sondern amüsierte sich darüber; nur selten kam es vor, daß eine Frau seinen Salon verließ, ohne neben der Bewilligung des Gnadengesuches eine gereizte Stimmung gegen den gütigen Geber mitzunehmen." Waren die Audienzen beendigt, so folgte der übliche kühle Gruß oder ein Blick in die auf dem Tisch liegende Liste. Die Hand gab der Kaiser nicht. „Man würde mir sonst," pflegte er zu sagen, „gar bald auf die Schultern klopfen."

Ueber die Audienz des Maire in Aachen haben wir einen Bericht der Palastdame Madame X. Sie schreibt: „Heute morgen hat Napoleon die Vertreter der Stadt empfangen; die aus der Audienz Heimkehrenden waren ganz „überwältigt", sie waren aufs äußerste erstaunt.

„Welch ein Mann," sagte der Maire zu mir, „ein Unikum, ein Universalgenie! Dieses Departement, das doch so weit von seiner Hauptstadt entfernt ist, kennt er besser, als wir selber! Ueber alle Kleinigkeiten weiß er Bescheid, die Erzeugnisse unserer Industrie kennt er . . . erstaunlich, unfaßbar!"

Digitized by Google

Ich mußte lachen und fühlte mich versucht, diesem wackern Manne, der seine Bewunderung offenbar durch die ganze Stadt tragen würde, zu bemerken, daß er doch seine Superlative beiseite lassen möchte: daß diese wunderbare, von Napoleon an den Tag gelegte Einsicht in alles eine Charlatanerie wäre, mit der er den großen Haufen blende und ihn sich fügsam mache. Napoleon läßt sich von Frankreich und den annektierten Departements die allergenauesten statistischen Berichte einreichen. Begiebt er sich auf Reisen, so nimmt er diejenigen Hefte der Statistik zur Hand, welche die von ihm zu besuchende Gegend betreffen; eine Stunde vor Beginn der Audienz lernt er das Einschlägige auswendig. Tritt er auf, so sagt er das Erlernte her und es gewinnt den Anschein, als umfaßten seine Gedanken das ganze große Reich, welches er beherrscht — so werden die ihm Zuhörenden von Bewunderung hingerissen! Eine Stunde später weiß er kein Wort mehr von dem, was er gesagt hat."

Wenn auch Madame X. entschieden übertreibt, so ist die Beschreibung, die sie von der Präparation zu den Audienzen gibt, nicht ganz unzutreffend. Napoleon machte in der Regel für Unterhaltungen, die ihm wichtig erschienen, kleine Vorbereitungen, sodaß er die zu besprechenden und von ihm selbst gewählten Gegenstände genau beherrschte, wovon natürlich niemand etwas ahnte. Auf diese Art war er immer schlagfertig, wenn er irgend eine Frage stellte, und kam auch nie durch einen Einwurf in Verlegenheit; denn er hatte stets neue Gründe bereit, mit denen er geschickt unterbrach, um auf bekannten Boden zu kommen. Besonders im Ausland besprach er wissenschaftliche und literarische Dinge sehr eingehend, was man von einem Feldherrn gar nicht erwartete. Dadurch imponierte er auch klugen Leuten außerordentlich, zumal er selbstverständlich das Gespräch durch Fragen und Erkundigungen über dies und jenes eröffnete. Seine hohe Stellung und das dadurch erzeugte Selbstgefühl gaben ihm ohnehin gleich ein bedeutendes Uebergewicht, und er redete mit einer Sicherheit, die durch nichts erschüttert werden konnte. So versetzte er z. B. in Berlin den Geschichtsforscher Johannes von Müller in großes Erstaunen, als er den Einfluß des Christianismus auf die Völker des Altertums und besonders auf die Griechen und Römer, in einer langen Rede beleuchtete und dabei sehr zutreffende Gedanken vorbrachte .... eine Eroberung im Reiche der

Digitized by Google

Geister, größer als alle Eroberungen durch rohe Waffengewalt . . . . ein Samenkorn, das zu einem schattenspendenden Baum für das gesamte Menschengeschlecht geworden. Talleyrand erzählt, daß er diese Phrasen, die er auswendig gelernt hatte, auch noch bei anderen Gelegenheiten anwendete, und ich glaube, man hat keinen Anlaß, diese Angaben zu bezweifeln. Napoleon, der viel und gründlich nachgedacht hatte, war natürlich auch imstande, über derartige Fragen ein zutreffendes Urteil abzugeben, aber es fehlte ihm die Zeit, sich eingehend mit allen Gegenständen zu beschäftigen.

Die Palastdame berichtet auch über die Audienz des Präfekten Mechin; dieser sei, wohl ausgerüstet mit Antworten auf alle erdenklichen Fragen, bei Napoleon erschienen. Der Kaiser aber, der sein Pensum gut memoriert hatte, habe doch einige Fragen getan, auf welche der Präfekt nicht zu antworten wußte. Napoleon soll hierauf gesagt haben: „Monsieur, wenn man sein Departement so wenig kennt, ist man auch nicht wert, es zu verwalten." Tatsache ist, daß Mechin in ein anderes Departement mit geringeren Einkünften versetzt wurde; es muß also irgend etwas Unliebsames vorgefallen sein. In den Zeitungen liest man: „Herr Mechin, Präfekt, ist den 14. Vendemiaire Abends von seiner Reise nach Mainz wieder in Aachen eingetroffen. Das Gerücht verbreitet sich, daß Herr Mechin zum Präfekten des Aisne-Departementes, an die Stelle des verstorbenen H. Belzair-Courmesnil ernannt worden ist. Dieses Departement ist eines von denen, die am höchsten angeschlagen sind, und folglich eines der schönsten und reichsten des Kaisertums. . . . Wenn es wahr wäre, daß die Ausdehnung seiner Bevölkerung nicht dem H. Mechin erlaubte, einen so beträchtlichen Gehalt zu genießen, wie derjenige war im Ruhrdepartement, so würde Herr Mechin von neuem durch seine Annahme den Begriff rechtfertigen, den man sich von seiner Uneigennützigkeit und von dem Vorzuge gemacht hat, welchen er den ruhmvollen Funktionen der hohen Verwaltung vor jenen Aemtern einräumt, welche schneller zu einem größeren Vermögen führen." Man muß gestehen, die bittere Pille wurde auf diese Weise noch einigermaßen verzuckert. Die Aeußerung des Kaisers gegen Mechin, von der die Palastdame erzählt, ist auch in Köln bekannt geworden. Es wäre interessant, Näheres über den Vorfall zu wissen. Man darf wohl vermuten, daß Napoleon den Präfekten bei der offiziellen Audienz allein empfangen und ihn nicht etwa in Gegenwart

Digitized by Google

anderer Beamten abgekanzelt hat. Woher wußte also Madame X. von dieser Sache? Wahrscheinlich hatte entweder Josefine geplaudert oder man vermutete den Zusammenhang, als Mechin versetzt wurde. Die Erzählung der Palastdame erscheint mir nicht ganz einwandsfrei. Die Dame hatte eine starke Abneigung gegen den Kaiser; ihre Darstellung muß, wenn sie Napoleon ungünstig beurteilt, mit besonderer Vorsicht behandelt werden. Ungünstig für den Kaiser ist die Schilderung aber zweifellos; denn es spräche sehr zu seinen Ungunsten, wenn er einen verdienten Beamten, wie Mechin, der mit allen Leuten im besten Einvernehmen stand und ein sehr tüchtiger Verwaltungsbeamter war, wegen einiger Kleinigkeiten gemaßregelt hätte. Napoleon muß wohl noch andere Gründe gehabt haben. Eher möchte man annehmen, daß der Empfang in Aachen dem Kaiser nicht besonders gefallen hatte, obwohl auch hierfür bestimmte Anhaltspunkte fehlen. Wir bleiben eben auf Vermutungen angewiesen, da leider weder die Korrespondenz des Kaisers, noch sonstige bekannte Quellen Auskunft geben. Der Präfekt Mechin hat sich überall, wo er im Amt war, durch sein liebenswürdiges Wesen beliebt gemacht. Dafür spricht nicht nur die Zuschrift, die der Aachener Maire aus dem Departement Landes erhielt, als Mechin von dort nach Aachen versetzt wurde, sondern auch das Abschiedsschreiben des Aachener Stadtoberhaupts an den Präfekten.

Besser als Mechin ging es dem Bischof Berdolet, der ebenfalls von Napoleon empfangen wurde. Berdolet war ein sehr fügsamer Geistlicher, der es vortrefflich verstand, die napoleonischen Grundsätze auf kirchlichem Gebiet auszuführen. Seine Hirtenbriefe sind fast mehr politisch, wie religiös gehalten. Ich zitiere einige Stellen aus diesen interessanten Aktenstücken; sie zeigen genügend, wie der Bischof auf die Absicht des Kaisers, die kirchlich gesinnte Bevölkerung der Rheinlande zu beeinflussen, einging:

„(1803) . . . . Glücklicher, als unsere Väter und Ahnen sahen wir unter der Anordnung und Leitung dieses Helden ein neues wiederherstellendes Jahrhundert entstehen. Ebenso groß, aber glücklicher als Karl der Große, sichert dieser Held die Dauer desselben, das er durch das Schwerdt angefangen hatte, dadurch zu, indem er es auf Gelehrtheit, auf Künste, auf Wissenschaften und auf Religion gründete. Die entfernteste Nachkommenschaft wird ihn als einen von jenen besonders ausgezeichneten Männern bewundern, denen

Digitized by Google

die Vorsehung die Gabe der Kenntnisse, der Weisheit, der Stärke und des Mutes zum Wohl der Staaten vorzugsweise austheilet, während dem alle Völker sich wetteifern, ihm die Lorbeer der Unsterblichkeit zu opfern. . . . ."

„Es ist annoch ein wesentlicher Gegenstand übrig, mit dem wir uns beschäftigen müssen, indem er alle Zeiten und alle Stände betrifft. Der Gehorsam, den wir den gesetzmäßigen Vorgesetzten schuldig sind, ist das Erbteil des wahren Christen und besonders des Dieners Jesu Christi. Zufolge des Ausspruches des heil. Paulus: wer der Macht widerspricht, widerspricht selbst der Anordnung Gottes. Wir aber müssen den Geistlichen unserer Diözese das ehrenvolle Zeugnis geben, daß sie allenthalben Beweise ihrer Unterwürfigkeit an die Gesetze der französischen Republik gegeben, und daß sie sich eilends bemühet haben, sich mit uns zu vereinigen, um die Ruhe und das Glück des Vaterlandes zu befestigen. Dies läßt uns keineswegs zweifeln, daß sie nicht alles mögliche tun werden, um aller Verschiedenheit in der Ausübung des Gottesdienstes ein Ende zu machen, daß sie bei ihren heilsamen Unterrichten die reinen Religionsgrundsätze mit den Staatsgesetzen vereinigen, und durch Auslegung der Rechte der Religionsfreiheit den Geist der wahren Toleranz für andere Kultus mitteilen. . . ."

„(1805.) „O mögte, Napoleon! Deine Aufopferung für uns der Maaßstab der unsrigen für Deine geheiligte Person und für das Vaterland seyn. Mit Recht verdienst Du den Namen — Vater des Vaterlandes — des Staates und Europas Retter. Der Gott unsrer Väter, der Gott Karls des Großen, Gott der Urheber aller jener großen Thaten, die Du verrichtest, Gott der Allmächtige fahre fort, Dich immer zu bewahren, Er decke Dich mit seinem Schilde, so wie Er Dich bis hiehin mit Ruhm krönte. Der Krieger, der bis heran an der Ehre unter Deinen Fahnen zu dienen Antheil genommen, ist nicht der Einzige, der ausschließlich die Ehre haben will, unter die Zahl Deiner Kinder gerechnet zu werden. — Millionen Menschen sind eifersüchtig, mit ihren Brüdern diese Ehre zu theilen — sie biethen alle ihre Arme dar. Glaubet Uns, Unsere Vielgeliebten Mitarbeiter und Seelenhirten, solche Empfindungen finden sich in den Herzen Aller, welche von der Religion belebt und von dem Laster nicht verdorben sind; die in der Religion wohlunterrichteten, in der wahren Gottesfurcht auferzogenen Pfarrkinder

Digitized by Google

werden muthige Vertheidiger des Vaterlandes und die treuen Stützen des Staates. . . . . Suchet dahero von jenen großen Ereignissen, die euch durch die Bulletins kund gemacht und durch die Mairen mitgetheilt worden, nützlichen Gebrauch zu machen, und belehret eure Pfarrgenossen über alles das, was der Vater des Vaterlandes für euch that, und über jenes, was diese ihm und dem Staate schuldig sind. — Helfet ihnen die großen Grundsätze, welche die Natur, und die Religion in ihre Herzen geprägt hat, entwickelen, daß sie in einer engen Verbindung geboren sind, welche sie mit denen ihres gleichen und noch vielmehr mit ihren Mitbürgern vereinigt. Daß sie ein Vaterland haben, welches sie wie eine Mutter innigst lieben müssen und nicht verlassen noch mißkennen dürfen, daß diese gemeinschaftliche Mutter selbst in gefährdeten Lebensumständen das Recht habe, den Beystand aller ihrer Kinder zu forderen, daß es keine wahre Gottesliebe ohne Vaterlandsliebe, kein wahres Christenthum ohne Eifer für die Wohlfahrt des Staates gebe. Lehret sie ihre Religion durch Gehorsam bekennen, lehret sie jene Hochachtung und Ergebenheit, welche die Religion gegen die Fürsten gebeut, der sie regieret. Lehret sie die erhabenen Tugenden anwendbar machen, welche in diesen göttlichen Worten enthalten sind: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist."

Diese Bibelstelle ist die Grundnote aller Predigten. Man sieht aus diesen Proben, daß Bischof Berdolet eigentlich nur ein Staatsbeamter in geistlichem Gewande war. Diese Rolle entsprach ganz den Anschauungen Napoleons. Die Kirche war für ihn Mittel zum Zweck. Er war viel zu klug, um dies vorzüglichste aller Mittel, sich die Menschen fügsam zu machen, gering einzuschätzen. Andererseits ist auch verständlich, daß die Rolle, die Napoleon der Geistlichkeit anwies, über kurz oder lang zu einem Konflikt mit den Ansprüchen der Kurie führen mußte. Hätte Napoleon in Frankreich einen sicheren Halt gehabt, so wäre es ihm wahrscheinlich gelungen, dem Ultramontanismus dauernd ein Ende zu bereiten. So wie die Dinge in Wirklichkeit lagen, konnte er sein Ziel freilich nicht erreichen. Wie man in ultramontanen Gegenden wirklich dachte, zeigt z. B. die Chronik eines Aachener Bürgers, der als wichtigste Folge beim Sturz des Kaisers die Befreiung des Papstes erwähnt. Zur Zeit der Anwesenheit Napoleons in den Rheinlanden aber sah man in ihm noch den Wiederhersteller der katholischen Kirche. Berdolet konnte

Digitized by Google

nicht ganz mit Unrecht in der Audienz beim Kaiser sagen: „Uebrigens werden Eure Majestät hier ein Vergnügen genießen, das Allerhöchst Ihrem Vaterherze das Teuerste ist. Hier bietet sich Eurer Majestät ein merklicher Anwuchs zur großen Familie des französischen Volkes dar, dessen harmonische Uebereinstimmung jener des inneren Frankreichs (mit dieser haperte es freilich auch ein wenig) auch nicht im Kleinsten nachsteht. Weit entfernt ist hier jeder Partheygeist, weit jede wider die gegenwärtige Staatsverfassung sich empörende Grundsätze. Hier herrscht Einigkeit in der Kirche, Einigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft. Alles ist Ruhe — alles ist Friede, und Sire, den Ratschlüssen und Maßregeln Allerhöchst Ihrer Weisheit verdanken wir's, daß wir das sanfte und glorreiche Entzücken genießen, alle diese kostbaren Vorteile aufzuzählen."

Der Bischof erhielt, wie eine Anweisung Napoleons an den Kultusminister aus Mainz zeigt, als Entschädigung für die Kosten, die ihm durch den Aufenthalt des Kaisers erwachsen waren, eine Gratifikation von 8000 Franken; ein Jahr später, zusammen mit 23 anderen Bischöfen, den Bischofsring.

VII. Der Tageslauf.

Nach den Audienzen stieg Napoleon auf Reisen gewöhnlich zu Pferde und zeigte sich dem Volk, das ihn mit begeistertem Zuruf empfing. Der Eindruck, den der Kaiser hervorrief, war überall ein großer, gleichviel ob man im Herzen französisch gesinnt war oder nicht. Man denke sich diesen Mann, von dessen Erfolgen staunend berichtet wurde, den Sieger der Pyramiden, in einfacher Kleidung, umgeben von goldstrotzenden, schimmernden Figuren! Napoleon wußte sehr wohl, daß er gerade durch diese Einfachheit in den Vordergrund des Interesses trat, sagte er doch einmal zu Madame de Remusat: „Nicht jeder hat das Recht, ein unscheinbares Kleid zu tragen." Er war aber nicht etwa Poseur, sondern von Natur ein Feind jeglichen Zwanges; eine auffallende Kleidung wäre ihm lästig gewesen. Er war auch als Kaiser noch der einfache Unterleutnant von früher.

Bei seinem Ausritt in Aachen besuchte er die für ihn veranstaltete Industrie-Ausstellung. Sie war

Digitized by Google

von dem Präfekten veranlaßt worden, um dem Kaiser auf diese Weise die bequemste Möglichkeit zu gewähren, sich auf Grund eigener Anschauung ein Urteil über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Departements zu bilden. Diese Art, sich in Stunden gründlich über Dinge zu orientieren, die andere sonst nur durch zeitraubende Reisen kennen zu lernen pflegen, ist charakteristisch für die Arbeitsweise des Kaisers. Aehnlich kontrollierte er z. B. die Bewegungen der feindlichen Armeen durch Fächerkasten. „Ich bitte Sie," schrieb er am 7. Oktober 1805 an Berthier, „mir mitzuteilen, ob sie eine Person, die deutsch versteht, damit betraut haben, den Marsch der österreichischen Regimenter zu verfolgen und sie in die Fächer eines Kastens zu verteilen, den Sie besonders haben anfertigen lassen. Der Name und die Nummer jedes Regiments muß auf einer Spielkarte niedergeschrieben werden, und sie müssen in den Fächern umgewechselt werden, je nachdem sie ihre Stellung ändern." Man begreift, welche Bedeutung diese Arbeitsmethode für die Leistungsfähigkeit Napoleons haben mußte und kann sich ungefähr vorstellen, wie sich, wenn er auf der Ausstellung von einem Industrieerzeugnis zum anderen ging, in seinem geistigen Fächerkasten alles am richtigen Platze einordnete. Nur durch dieses System, in Verbindung mit seinem staunenswerten Gedächtnis, war es ihm möglich, jederzeit, sei es bei Tage oder bei Nacht, die notwendigen Kenntnisse bereit zu haben. „Eine sehr bemerkenswerte Eigenschaft an mir," sagte er selbst zu Gourgaud, „ist mein Gedächtnis. Als ich jung war, wußte ich die Logarithmen von mehr als dreißig Zahlen. Ich kannte nicht nur die Namen der Offiziere von allen Regimentern in Frankreich, sondern sogar ihre Gesinnung; ich wußte, in welchem Bezirk sich jedes einzelne Korps rekrutierte, und wo es sich ausgezeichnet hatte."

Ueber den Besuch der Ausstellung durch Napoleon liest man in der Zeitung: „Am 21. haben Se. Majestät der Kaiser der Franzosen sich auf die hiesige Promenade, wo die Produkten dieses Departements ausgestellt waren, begeben, und dieselben mit scharfstem Blick in Augenschein genommen; alle Kenner derselben erstaunten über die einsichtsvollen Fragen, welche Allerhöchstsie den Kaufleuten in Betreff der Produkten vom Kleinsten bis zum Größten machten; alle Anwesenden waren über die außerordentliche Leutseligkeit Ihrer Majestät bis zu den Tränen gerührt."

Digitized by Google

Auf feingebildete Leser waren solche Artikel allerdings nicht berechnet; dazu waren sie zumeist allzu stark aufgetragen. Als Napoleon einige Fabriken in Aachen besuchte, heißt es z. B.: „In allen Straßen lallte das vor Freuden betrunkene und gutgesinnte Volk Allerhöchstihr ein lautes Vivito zu.“ Der Kaiser kannte aber das Durchschnittspublikum genau genug, um zu wissen, was er ihm zumuten konnte. Bei einer anderen Gelegenheit ließ er folgenden Satz in die Zeitung lancieren: „Der Kaiser spricht am liebsten über Kaufmannschaft.“ In einer anderen Stadt hatte er natürlich ein anderes Lieblingsthema, selbstverständlich immer das, welches die Einwohner am meisten interessierte.

Der Kaiser war, wie man sieht, in seinen Mitteln, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, nicht gerade wählerisch; es wäre aber grundfalsch, wenn man daraus ungünstige Schlüsse auf seinen Charakter ziehen wollte. Napoleon war Realpolitiker, und daß er die Schwächen der Menschen für seine Zwecke auszunutzen wußte, war nur ein Beweis seiner Befähigung. Jede Politik setzt eine Anpassung an die Verhältnisse voraus. Nirgends mehr, als auf politischem Gebiet, ist ein gesunder Egoismus angebracht. Bonaparte besaß diesen Egoismus, und mit ihm hat er sich und Frankreich hoch gebracht; nicht nur nach außen hin, sondern auch wirtschaftlich.

Das Bedeutende an Napoleon ist, daß er niemals besser scheinen will, als er ist. Wo er sich ein Mäntelchen umhängt, geschieht es, um seine Politik zu fördern, nicht um selber größer dazustehen. Hat wohl jemals ein Herrscher im vertrauten Verkehr sich so natürlich gegeben wie er? Hat wohl jemand in gleicher Lage so ungeschminkte Wahrheit gesprochen, wie Napoleon? Sein Wesen und seine Politik müssen streng getrennt werden, wenn man sich den Blick nicht trüben will. Während der Kaiser seiner ganzen Veranlagung nach durchaus kein Egoist ist, vertritt er in Dingen der äußeren und inneren Politik den entgegengesetzten Standpunkt; und mit Recht, denn in ihm verkörpert sich der Staat, und es wäre töricht, wenn er auf seine Feinde Rücksicht nehmen wollte. Deshalb kann man es Napoleon auch nicht verdenken, wenn er in den von der Revolution annektierten Departements alle Hebel ansetzte, um dort die französische Sprache einzuführen. Ueber die Mittel und Wege, die der Kaiser bei Ausführung seiner Pläne anwendete, kann man ja verschiedener Ansicht sein;

Digitized by Google

doch darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß Napoleon als Italiener darüber anders dachte, wie wir es zu tun pflegen.

Den einzigen ausführlichen Bericht über den Besuch des Kaisers in der Industrieausstellung enthalten die Erinnerungen des Aachener Dichters Smets, in denen einige sehr interessante Einzelheiten geschildert werden. Smets berichtet darin, er habe sich mit den Kindern und der Witwe eines französischen Hauptmanns auf den Weg nach der Ausstellung begeben, wo die Mutter Napoleon eine Bittschrift überreichen wollte. Er beschreibt dann die Begegnung mit dem Kaiser folgendermaßen:

„Der Kaiser hatte am Fuß des Berges noch einmal Halt gemacht und vor den Wallmauern einen strategischen Blick nach rechts und links geworfen. Nun kam er von der Sandkaulstraße herangesprengt: Vive l'Empereur! Vive l'Impératrice! hallte es aus tausend Kehlen der ehemaligen Freibürger der alten deutschen Reichsstadt wieder, und die Aachner Gassenbuben, oder mit ihrem weltberühmten Ehrennamen, die „Domgrafen", ließen es sich nicht nehmen, ihre Genialität an den Tag zu legen, und schrien aus vollem Halse: „Vive Lampenöl! Vive Lampetreis! Von Polizeiwegen war der Ruf: Vive Bonaparte! untersagt worden. Schon hatte der Kaiser die Halle überschritten. Die bekümmerte Mutter sieht sich nach ihren Kindern um, die ihr durch das Menschengewühl wieder entrissen, und nun in den Anblick all des Glanzes, der den Mächtigen umgab, mit mir versunken waren. Ihr Angstruf: Mes enfants! schreckt uns aus unserer Sorglosigkeit auf, und wir drängen uns hinzu. Zwei mitleidige Grenadiere treten zurück und lassen die Kinder zu ihrer Mutter. Da wir uns bei den Händen hielten, so trat ich, wie mechanisch nachfolgend, mit in den Kreis ein. Die Hauptmännin stürzte vor dem Kaiser nieder und hielt ihm die Bittschrift hin, die er entgegen nahm und einem neben ihm stehenden General reichte, während er der Dame mit einer leichten Bewegung der Hand andeutete, aufzustehen, und dann ein paar beschwichtigende Worte an sie richtete. Die Kinder hatten früher die Weisung erhalten, dem Kaiser den Rockschoß zu küssen: ein Blick der Mutter erinnerte sie daran; sie traten hinzu und taten, wie es ihnen einstudiert worden war, und da ich mich nun einmal mit in der Reihe befand, so tat ich desgleichen, und erinnere mich noch ganz lebhaft der in den Saum des blauen

Digitized by Google

Kleides mit Gold eingestickten Eichenblätter. Einige Monate nachher wurden die Wünsche der Mutter meiner Jugendgespielen erfüllt. Der Kaiser schritt nun durch die Halle und widmete den verschiedenen Erzeugnissen der Industrie die speziellste Aufmerksamkeit. Ganz besonders zog ihn die Ausstellung eines Waffenschmiedes an; er besah sich alles genau, gab seine besondere Zufriedenheit zu erkennen, fand aber die Preise, nach welchen er sich erkundigte, im Durchschnitte zu hoch. Der Schwertfeger war der französischen Sprache nicht mächtig, und obwohl er den Tadel des Kaisers verstand, so konnte er sich ihm doch nicht darüber verständlich machen, daß seine Waffen keine Fabrikwaren seien, sondern, daß er mit wenigen Gesellen in eigener Werkstätte arbeite. Der sehr beängstigte Mann erblickte endlich hinter dem Gefolge des Kaisers einen seiner Bekannten, welchen er zu sich winkte und ihn bat, dem Kaiser das wahre Verhältnis seiner Lage auseinander zu setzen, was denn auch geschah. Unterdessen hatte ein mit Stahl eingelegtes Etui aus Mahagoniholz die Aufmerksamkeit Napoleons auf sich gezogen, und er fragte, was sich darin befinde. Der Waffenschmied nahm es in die Hand, drückte auf ein stählernes Knöpfchen, worauf plötzlich ein gegliederter Dolch aus dem Kästchen hervorsprang, wohl einmal so lang als dieses. Eine sogleich wieder verschwindende Blässe überfuhr wie ein Blitz das hagere, gelblich gebräunte Gesicht des Kaisers, die Augenbrauen zuckten unwillkürlich zusammen, und während ein eigentümliches Lächeln seine schmalen, gepreßten Lippen umspielte, legte er die kleine Höllenmaschine, die er in die Hand genommen hatte, ruhig hin und sagte, indem er weiter ging: C'est bien drôle, cela . . ."

Leider ist diese Erzählung historisch nichts weniger als einwandsfrei. Smets war ein Phantast, der Wahrheit und Dichtung miteinander vermischt, selbst da, wo er geschichtliche Ereignisse schildert. Die Vorfälle haben sich in seiner Kinderzeit abgespielt, die Erinnerungen sind erst lange Jahre später niedergeschrieben. Um so mehr Anlaß hat man, ihnen zu mißtrauen. Manches, was er als eigene Anschauung hinstellt, kann ihm nur von Dritten erzählt sein, und es ist sehr fraglich, ob er diese Berichte vor der Niederschrift auf ihre Zuverlässigkeit geprüft hat. Nach Art der Phantasten schildert er anscheinend auch Dinge, die er gar nicht gesehen haben kann. So will er sich z. B. noch genau der mit Gold eingestickten Eichenblätter am Rockschoß des Kaisers erinnern,

Digitized by Google

während Napoleon fast immer eine Uniform mit goldenen Granaten oder Jagdhörnern trug. Man kann die obige Darstellung also nur mit allem Vorbehalt wiedergeben. Am glaubwürdigsten scheint mir noch der Vorfall mit dem Dolch, weil das Auftreten Napoleons, wie es hier geschildert wird, der Art des Kaisers entspricht. Er besaß ja, wenn er es wollte, eine große Selbstbeherrschung. Dies äußerte sich besonders bei der Entbindung Marie Luises, von der er Gourgaud folgendes erzählte: „Bald kam der Arzt Dubois ganz verwirrt hereingestürzt, bleich wie der Tod. Wirklich, da sah ich so recht, was für eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit ich besitze; ich sagte zu ihm: „Nun, ist sie tot? Wenn sie tot ist, so wird man sie begraben!" Denn da ich an große Ereignisse gewöhnt bin, so machen sie in dem Augenblick, wo man sie mir mitteilt, keinen Eindruck auf mich. Das kommt erst nachher. Man könnte mir, ich weiß nicht was sagen, und ich würde nichts dabei verspüren. Erst eine Stunde später empfinde ich die schlimme Wirkung."

Diese Eigentümlichkeit hing vermutlich damit zusammen, daß er sehr ruhiges Blut hatte; sein Puls schlug langsamer, als durchschnittlich bei anderen Menschen. So hat ihn auch niemals eine Ohnmacht angewandelt; den Ausdruck „schwindelig werden" verstand er überhaupt nicht.

Der Kaiser verbrachte den Tag in Aachen wie überall auf der Reise. Er hatte ein bestimmtes Programm, nach dem er sich richtete. Er besichtigte in der Regel die öffentlichen Gebäude, die Fabriken und Wohltätigkeitsanstalten. Die letzteren scheint er in Aachen nicht aufgesucht zu haben, da Josefine ihm diesen Teil abgenommen hatte. Die Remusat erzählt, er habe die Besuche hastig und im Fluge abgemacht, wie er alles, was er tat, überstürzte. Ob dies für die Besichtigungen der Fabriken zutraf, kann man füglich bezweifeln. Bei dem Besuch des Aachener Münsters ließ er sich die Reliquien zeigen und hörte „andächtig" ein Tedeum an. Die Frömmigkeit Napoleons hatte natürlich den Zweck, die Bevölkerung für sich einzunehmen, denn innerlich dachte der Kaiser viel zu frei, um sich als gläubiger Christ zu fühlen. Auch für die Geistlichkeit hatte er wenig übrig. Er bediente sich ihrer nur, wo sie ihm von Nutzen sein konnte. Er hatte gegen sie nicht allein philosophische, sondern auch revolutionäre Vorurteile. Im Kreise seiner Vertrauten machte er sich gern über die Re-

Digitized by Google

ligion und über ihre Diener lustig, auch beschäftigten ihn die Angelegenheiten dieser Welt mehr, als das Jenseits. Gegen die Frommen fühlte er, wie er selbst sagte, eine instinktive Abneigung, weil er sie sämtlich für Heuchler hielt. Als der spanische Klerus mit so großem Erfolg gegen ihn agitierte, und als er bei den französischen Bischöfen einen so energischen Widerstand gegen seine Pläne auf Rom fand und überdies sah, daß die Mehrzahl des französischen Volkes die Partei des Papstes nahm, wurde er ganz betroffen und äußerte wiederholt: „Ich hätte die Menschen fortgeschrittener und freisinniger geglaubt, als sie in Wirklichkeit sind."

Während seiner Anwesenheit in Aachen überließ Josefine den Bürgern der Großmarschier- (jetzt Franz-)straße die Leonhardskirche zum religiösen Gebrauch. Die Zeitung schreibt: „Die benachbarten Bürger haben schon Ihrer Majestät beim ersten Wink der Zusicherung den innigen Dank dargebracht. Nun berechne man die Gefühle, welche die innigsten Gebether fürs Wohl der gütigen großen Josefine und ihres erlauchten Gemahls am Tage der Eröffnung beim ersten Kirchendienste gegen den Allerhöchsten, der solch ein edles Regentenpaar uns gibt, sich auflösen und ausdrücken werden."

Wie vorsichtig man übrigens sein muß, wenn man gewisse Zugeständnisse des Kaisers an die Einwohner der annektierten Departements richtig beurteilen will, zeigt ein Brief Napoleons aus Aachen über die Besetzung von Beamtenstellen mit Einheimischen. Er schreibt an den Finanzminister:

„Ich wünsche, daß in den vier vereinigten Departements, ebenso wie in Belgien, die Stellen der Steuer-Einnehmer, der Gemeindeempfänger und sämtliche Stellen der vereinigten Steuerregie Bewohnern des Landes übertragen werden. Ich lasse keine Ausnahme zu und würde sehr ungehalten sein, wenn diese Anordnungen nicht befolgt werden würden. . . . Die Länder können nur dann ganz französisch werden, wenn der Minister dafür Sorge trägt; zu diesem Zweck muß er eine große Anzahl von Stellen zur Verfügung haben, um die Gegenden die Wohltaten der Regierung genießen zu lassen. Dasselbe gilt von der Post und von der Direktion der direkten Steuern."

Digitized by Google

Am wenigsten Zeit am Tage beanspruchten die Mahlzeiten. In wenigen Minuten war diese lästige Arbeit erledigt. Napoleon nahm niemals von allen Schüsseln, er aß rasch und nicht gerade appetitlich, denn er fuhr oft mit der Hand in die Schüssel und machte das Tischtuch sowohl, als auch die Kleider voll Flecke. Er beobachtete keine Reihenfolge in den Speisen, aß Konfitüren und Creme vor dem Ragout, wie es kam, kaute mit vollgestopftem Munde und hatte Eile, möglichst schnell fertig zu werden. Das Frühstück dauerte in der Regel sieben bis acht Minuten. Als Getränk nahm er Chambertin, der mit Wasser verdünnt wurde. In Paris hatte er beim Frühstück häufig Kinder in seiner Nähe, sogar die Kinder seiner Diener durften manchmal erscheinen; er hatte für die Kleinen eine besondere Vorliebe und ist für ihre Interessen stets warm eingetreten.

Auch das Mittagsmahl, das der Kaiser in Gegenwart Josefines einzunehmen pflegte, dauerte selten länger als eine Viertelstunde; man aß überdies sehr unpünktlich, wodurch die Beschaffenheit der Speisen nicht gerade verbessert wurde. Manchmal mußten von Viertel- zu Viertelstunde frische Hühner auf den Spieß gesteckt werden, damit wenigstens ein genießbares bei Beginn der Mahlzeit aufgetragen werden konnte. Weder Napoleon noch Josefine legten besonderen Wert auf das Essen. Der Kaiser konnte eine große Zahl von Gängen und langsames Servieren, wie es bei Festlichkeiten Sitte ist, nicht leiden. Ging es ihm nicht schnell genug, so bestellte er Eis und stand gleich danach auf. Selbst während des Diners arbeitete er nicht selten und ließ sich aus Zeitungen vorlesen. Sobald er den letzten Bissen genossen hatte, trat er mit der Kaiserin wieder in den Salon und trank dort eine Tasse Kaffee.

Abends spielte Napoleon in Aachen meist mit Josefine und Madame de la Rochefoucault Whist; der vierte Partner wurde unter den Gästen ausgesucht. An einem Abend fiel die Wahl auf den Herzog von Arenberg. Der Kaiser fand es interessant, mit einem Blinden zu spielen. Eine der Palastdamen hatte sich gerade an den Lottotisch gesetzt, als ein Kammerherr sie rief, um am Whistspiel des Kaisers teilzunehmen. Sie erwiderte, sie habe niemals Whist gespielt. Napoleon, für den es überhaupt keine Unmöglichkeiten gab, antwortete jedoch auf die Bedenken des Kammerherrn: „Das ist egal."

Die Dame mußte also dem Befehl folgen. Madame de la Rochefoucault, an deren Stelle sie trat,

Digitized by Google

gab ihr in aller Eile einige Winke, und es ging leidlich, weil Napoleon und Josefine ebenfalls nur mäßig spielten. Der blinde Herzog von Arenberg hatte für gewöhnlich einen jungen Mann neben sich, der ihm die Karten ordnete. Sein Spiel wurde ihm durch ein kleines Brett bestimmt, das am Tisch angebracht wurde. Wenn er seine Hand darüber gleiten ließ, so erkannte er durch gewisse Erhabenheiten auf dem Brett seine Karten. Er spielte sehr gut und außerordentlich schnell, wenn man berücksichtigt, wie vieler Vorkehrungen es bedurfte, um ihm seine Karten zu bezeichnen. Da der Herzog es nicht gewagt hatte, sich von seinem Helfer, einer Art von Kammerdiener, begleiten zu lassen, so hatte die Herzogin von Arenberg dessen Stelle eingenommen. Dadurch wurde das Spiel etwas aufgehalten. Der Kaiser, der gern rasch spielte, stand schon nach dem ersten Robber vom Spieltisch auf.

An einem anderen Abend sagte Napoleon, als er im Salon herumging, zu Madame Lannes, die soeben mit ihrem Gemahl, der dort Gesandter gewesen war, aus Portugal zurückgekehrt war, in dem sonderbaren Tone, den er Damen gegenüber anschlug:

„Ich hörte, Madame, Sie hätten sich recht gut mit dem Prinz-Regenten von Portugal gestanden."

Madame Lannes antwortete sehr richtig, der Prinz-Regent habe ihren Gemahl und sie stets mit Güte behandelt; dann wandte sie sich zu einer Hofdame und sagte ihr:

„Ich weiß nicht, woher es kommt, daß ich stets dem Kaiser unter die Augen komme, wenn er übel gelaunt ist. Ich glaube nicht, daß er die Absicht hatte, mir etwas Unangenehmes zu sagen — es passiert ihm aber recht oft."

Dabei traten der armen Dame die Tränen in die Augen. An diesem Abend, wo er sehr ungnädig zu sein schien, hatten die Frauen übrigens besonders unter seiner Stimmung zu leiden. So wandte er sich z. B. an einige von ihnen und warf ihnen vor, sie hätten keine Vaterlandsliebe, kein Nationalgefühl, sonst würden sie sich schämen, nach dem Beispiel der Engländerinnen Mousselinkleider zu tragen und die Erzeugnisse der Heimat zu verschmähen. Diese Vorliebe für den englischen Mousselin wäre um so seltsamer, als man in Frankreich einen Linon-Battist besäße, der den Mousselin wohl ersetzen könne. Was ihn beträfe, so zöge er diesen

Digitized by Google

Stoff allen anderen vor, weil in seiner Jugend seine erste Geliebte ein Kleid davon getragen hätte. Als er so auf das sentimentale Gebiet herüberschwenkte, hatten die Hofdamen Mühe, ihr Lächeln zu unterdrücken. Diese Vorkommnisse zeigen, daß Napoleon sich in Damengesellschaft wenig gewandt benahm; es fehlte ihm jede Uebung im Umgang mit dem zarten Geschlecht. Man darf sich daher nicht wundern, wenn man recht ungünstige Urteile liest, die von Damen aus vornehmen Kreisen über ihn gefällt wurden. Napoleon gab sich allerdings auch gar keine Mühe, auf diesem Gebiet etwas hinzuzulernen. Andererseits hatte er eine große Vorliebe für elegante Toiletten und das gewisse Etwas, welches Damen der guten Gesellschaft auszeichnet; was hätte ihn sonst wohl zu seiner Werbung um die Vikomtesse von Beauharnais veranlassen sollen, die ihm nichts als diese Eigenschaften in die Ehe brachte?

Zur Begrüßung des Kaisers waren u. a. auch der Herzog und die Herzogin Leopold von Bayern, Prinz Pius, ihr Sohn, und Prinzessin Elisabeth, ihre Tochter, in Aachen eingetroffen. Sie hatten Besitz von Düsseldorf genommen, das ihnen als Entschädigung zugefallen war, und wollten Napoleon ihre Huldigungen darbringen. Die Herzogin hatte eine gute Figur und ein sehr vornehmes Aeußere. Der Prinz Pius stand gerade in dem unvorteilhaften Alter zwischen Kindheit und Jugend. Der Kaiser lachte viel über die kleinen „Beinchen" des Prinzen, welche Mühe hatten, den mit Orden und Kordons überladenen Körper zu tragen. Die Prinzessin war nicht hübsch; sie hätte aber einen besseren Eindruck machen können, wenn sie besser angezogen gewesen wäre. Sie war recht höflich und gesprächig. Bei Tisch saß sie zwischen Napoleon und Eugen Beauharnais. Da sie an den kleinen Hof ihres Vaters und an den des Kurfürsten von Baden gewöhnt war, so war sie, wenn sie mit Napoleon sprach, durchaus nicht schüchtern. Der Kaiser wunderte sich jedoch darüber, daß die Prinzessin nicht wartete, bis sie gefragt wurde, wie er es bei den übrigen Personen seiner Umgebung gewöhnt war. Er beschäftigte sich bei Tisch sehr wenig mit ihr und überließ die Unterhaltung seinem Stiefsohn, der auf der anderen Seite der Prinzessin saß und, wie immer, sehr liebenswürdig war.

Napoleon hatte für Festlichkeiten nicht viel übrig. Er nahm daran nur teil, wenn es dringend notwendig war. Die Vergnügungen waren für ihn nur eine

Digitized by Google

unangenehme Unterbrechung der Geschäfte; war sein Bleiben nicht durchaus geboten und fand er niemanden, mit dem er sich angenehm unterhalten konnte, so zog er sich zurück, um zu arbeiten. Blieb er, so besprach er oft mitten unter Musik und Tanz die ernstesten Dinge. Sogar am Spieltisch legte er plötzlich die Karten hin, um irgend eine wichtige politische Frage zu besprechen. Madame Remusat meint, er wollte dadurch zeigen, daß er über die banalen Vergnügungen der Menschen erhaben sei und von ihnen unberührt bleibe; es liegt aber weit näher, anzunehmen, daß ihm die ernsten Dinge wichtiger waren, als müßiger Zeitvertreib und daß er auch während der Vergnügungen an die Arbeit dachte. Auf der Reise durch Belgien hatte er 1803 schlechte Erfahrungen gemacht. Bei einem Fest, das die Stadtverwaltung von Brüssel ihm zu Ehren veranstaltet hatte, hatte es sehr an einer sachgemäßen Leitung gefehlt und, da jeder begierig war, den ersten Konsul in der Nähe zu sehen, hatten sich fünf- oder sechsmal soviel Menschen eingefunden, als der Saal fassen konnte. Deshalb forderte der Präfekt Mechin den Aachener Maire auf, bei den Einladungen zum Ball recht wählerisch zu sein.

Im Theater zeigte sich der Kaiser nur einmal. Bei dieser Gelegenheit wurde, wie es schon bei Josefines Theaterbesuch geschehen war, für die nötige Einwirkung auf das Publikum gesorgt. Es fehlte dabei nicht an Anspielungen auf Karl den Großen usw. Leider ist außer den Liedern, welche die französischen Schauspieler zu Ehren des Kaiserpaares sangen, über die Vorstellung nichts erhalten. Bekanntlich verstand Napoleon es vorzüglich, durch die Wahl seiner Theaterstücke große Wirkungen zu erzielen, an die der Verfasser fast nie gedacht hatte. Den besten Begriff davon, wie gut der Kaiser sich des Theaters für seine Zwecke bediente, erhält man aus der Schilderung Talleyrands über die Vorstellungen in Erfurt. Es heißt in den Memoiren:

„Am nächsten Tage waren wir wieder beim Frühstück beim Kaiser, und dieses Mal war auch Dazincourt erschienen. „Dazincourt," sagte Napoleon, „Sie wissen, daß ich nach Erfurt gehe?" — „Zu Befehl, Sire!" — „Und die Comedie francaise soll mitgehen!" — „Wird man Lustspiele oder Trauerspiele geben, Sire?" — „Trauerspiele natürlich; unsere Lustspiele würden in Deutschland gar keinen Erfolg haben; auf der anderen Seite des Rheins versteht kein Mensch

Digitized by Google

etwas von unseren Lustspielen." — „Majestät wünschen doch gewiß sehr schöne Vorstellungen?" — „Natürlich, die besten Stücke." — „Sire, da wäre vielleicht Athalie . . ." — Der Kaiser unterbrach ihn hastig: „Athalie! Was fällt Ihnen ein, Dazincourt? Sie sind wohl nicht recht? Meinen Sie, daß ich nach Erfurt gehen will, damit die Deutschen sich den Joas in den Kopf setzen? Schon wieder einer, der mich nicht versteht: Athalie! Gott, wie dumm! Mein lieber Dazincourt, machen Sie, daß Sie fortkommen! Sagen Sie Ihren besten tragischen Schauspielern, daß sie sich bereit halten, nach Erfurt zu gehen! Den Tag der Abreise werde ich noch bestimmen und auch die Stücke, die gegeben werden sollen. Schrecklich, daß es so viele dumme Menschen gibt. Aber es ist meine eigene Schuld, was habe ich nötig, sie um Rat zu fragen! Keinen Menschen sollte ich befragen. Ja, wenn er mir noch Cinna angeraten hätte, Cinna, da handelt es sich um große politische Interessen, und dann die Gnadenszene mit Augustus; das wirkt! Ich habe früher den ganzen Cinna auswendig gewußt, aber ich kann nur nicht gut deklamieren. Remusat, wie heißt es doch im fünften Akt:

„Die Staatsverbrechen, die der Krone gelten,
Verzeiht der Himmel, wenn sie uns gelingen."

Und wie geht es dann weiter? Holen Sie doch mal den Corneille!" — „Es ist nicht nötig, Sire," entgegnete Remusat, „ich weiß die Verse auswendig; sie lauten so:

„Und auf dem hohen Platz, den er uns gab,
Wird, was geschah, gerecht, was kommen wird,
Erlaubt. Der, dem's gelingt, ist schuldlos stets,
Und unantastbar bleibt das, was er tat."

„Vortrefflich," rief der Kaiser, „so etwas ist für die Deutschen, die mir noch immer den Tod des Herzogs von Enghien vorwerfen, eine kleinliche Moral! Man muß den Deutschen höhere Begriffe von Moral beibringen."

Napoleon hatte alle Stücke, die in Erfurt gegeben werden sollten, sehr sorgfältig ausgewählt, und immer solche, die entweder der alten heroischen Zeit oder den großen geschichtlichen Ereignissen angehörten. Alle waren nach seiner Absicht darauf berechnet, dem deutschen Publikum große Helden vorzuführen, die gewaltige ruhmvolle Taten verrichtet und sich durch Tapferkeit und hohe Geistesgaben über die gewöhnlichen Menschen erhoben hatten. . . . Gründer

Digitized by Google

berühmter und erlauchter Geschlechter, und von den staunenden Zeitgenossen wie Wesen höherer Art verehrt und gepriesen. . . . . Dabei fanden sich Anspielungen in Menge auf den Imperator selbst, der auf der Weltbühne als Sieger und Gewaltherrscher mit seinen Legionen einherschritt, wie hier auf der Theaterbühne die Künstler mit ihren pathetischen Phrasen und tönenden Versen. Wenn Racine den Mithridates zu seinen Söhnen sagen läßt:

„Ihr täuscht euch, wenn ihr glaubt, daß dieses Land
Durch seine Wälle so gefestet steht;
Ich weiß der Wege viel, die dahin führen,
Und wenn mich auch der Tod erreichen sollte. . ."

so deutete man den Haß des Mithridates gegen Rom auf den Haß Napoleons gegen England, und manche Zuschauer dachten wohl bei sich: ja, ja, er kennt alle Wege und Stege; er wird schon hingelangen.

In der Iphigenie desselben Dichters klingt es immer wieder und immer aufs neue von Unsterblichkeit, von ewigem Ruhm, von Heldengröße und von dem waltenden Fatum, und der Kaiser hatte seinen Freund Talma vorher noch genau instruiert, die folgende große Tirade recht deutlich und ergreifend zu deklamieren:

„Die Ehre spricht, und sie ist mein Orakel;
Herr, in der Götter Hand liegt unser Leben,
Doch unser Ruhm in unserer eigenen Hand.
Weshalb soll ihr Orakelspruch uns quälen?
Unsterblich sein, wie sie, sei unser Streben:
Dem Schicksal folgend, laßt dahin uns eilen,
Wo uns ein hohes Ziel entgegenwinkt!"

Napoleons Lieblingsstück war aber Voltaires Mahomed, denn dort fand er das beste Spiegelbild für seine Macht. Man denke sich nur die Wirkung der folgenden Verse:

„Die Sterblichen sind gleich! nicht die Geburt,
Die Tugend nur macht allen Unterschied;
Doch Geister gibt's, begünstiget vom Himmel
Die durch sich selbst sind, alles sind, und nichts
Dem Ahnherrn schuldig, nichts der Welt.
So ist
Der Mann, den ich zum Herren mir erwählte.
Er in der Welt allein verdient's zu sein;
Und allen Sterblichen, die ihm gehorchen sollen,
Gab ich ein Beispiel, das mich ehren wird."

Die Blicke des ganzen Theatersaales richteten sich auf Napoleon, der vornan mit dem Kaiser Alexander saß, beide noch dazu auf einem etwas erhöhten Sitze.

Digitized by Google

Alle Welt hörte die Schauspieler, aber alle Welt schaute auf ihn. Dann trat Lafont auf und sprach mit düsterer Stimme in die lautlose Versammlung hinein:

„. . . . sieh das Reich, dem Rom gebot,
Nach allen Seiten auseinanderbrechen,
Zerstückt den großen Körper, seine Glieder
Zerstreut und ohne Hoffnung traurig zucken!
Auf diese Trümmer einer Welt laß uns
Arabien erheben! Neuen Gottesdienst
Bedürfen sie, bedürfen neue Hilfe,
Die Tiefgesunk'nen einen neuen Gott!"

Man wagte kaum zu applaudieren, aber desto lärmender brach gleich darauf der Beifall los im Dialog zwischen Omar und Sopir:

„. . . . Betrachte mich
Als den Gesandten eines großen Mann's
Und Königs!"

„. . . . . Wer hat ihn gekrönt?"
„. . . . . Der Sieg!"

und dieser Beifall erreichte seinen Höhepunkt und wurde zum Jubel, der gar kein Ende nehmen wollte, als Omar dicht an die Rampe trat und mit einer deutlich zu bemerkenden Wendung nach Napoleon hin, ausrief:

„Man nennt ihn Ueberwinder, Held, Erob'rer,
Doch heute will er Friedensstifter heißen!"

Der „Friedensstifter" konnte zufrieden sein, und der Geheimrat Goethe auch, der, als er den Mohamed übersetzte, sich wohl nicht hatte träumen lassen, daß er dermaleinst einer solchen Aufführung desselben beiwohnen würde."

VIII. Die Arbeit.

Am interessantesten ist der Kaiser in seinem Kabinett bei der Arbeit; niemand außer den Berufenen hat dort Zutritt, die Türen sind verschlossen und wohl bewacht. Der Degen wird abgeschnallt, der Hut fliegt auf irgend einen Stuhl. Nachdem Napoleon die auf dem Tisch zurückgelassenen Briefschaften schnell noch einmal durchgesehen hat, beginnt er nach allen Seiten auf- und abzugehen. Der Privatsekretär sitzt an einem kleinen Tisch. Der Kaiser fängt an, zu

Digitized by Google

diktieren. Je tiefer er in den Gegenstand eindringt, den er behandelt, desto schneller werden seine Schritte, die Worte fügen sich dichter aneinander, der rechte Arm gerät in Bewegung; er streckt ihn steif von sich, die Finger klemmen sich an die Aermelaufschläge. Er kümmert sich nicht darum, ob der Sekretär ihm folgt oder nicht, er denkt und spricht! Der Sekretär notiert nur die charakteristischen Wendungen, die Hauptpunkte, auf die es ankommt. Wenn den Ausarbeitungen nachher auch das Feuer der Improvisation fehlt, so genügt es dem Kaiser, daß die Gedanken richtig wiedergegeben werden, denn nur auf die Gedanken kommt es ihm an. Wendungen, die diesen Anforderungen entsprechen, läßt er gelten, gleichviel, ob sie von ihm stammen oder nicht. Fehlt ihm im ersten Augenblick das richtige Wort, so folgt ein anderes, zutreffenderes. Auf einigen zufällig erhaltenen Aufzeichnungen seiner Diktate merkt man förmlich den Takt des stampfenden Schrittes und wie der Kaiser plötzlich an einem Ende des Kabinetts stehen bleibt und seine Worte hinausruft aus dem Fenster — es ist, als hörte man ihn sprechen, als klänge in dem geschriebenen Wort noch die Stimme.

Oft hat Napoleon Berichte vor Augen, auf die er seine Diktate aufbaut, oft handelt er aus eigenem Antrieb, entwickelt seine Ideen. Ueberraschend ist stets der Reichtum an Gedanken, die Schöpfungsgewalt dieses ganz einzigen Genies. Selbst auf Reisen, wo er durch Besichtigungen, Feste, Audienzen usw. sehr in Anspruch genommen ist, leistet er Außerordentliches. Am 22. Fruktidor XII, während seiner Anwesenheit in Aachen, z. B. liest man zuerst eine Ordre betreffend das Departement am Genfer See; dann die schon erwähnte Anweisung an den Finanzminister über die Besetzung von Beamtenstellen durch Deutsche; einen Brief an Fouche über die richtige Beeinflussung der Soldaten; militärische, Pensions- und Marineangelegenheiten; ein Riesenplan für die Organisation der Flotte. Bedenkt man, daß in der gedruckten Korrespondenz Napoleons nur der geringste Teil der bearbeiteten Schriftstücke enthalten ist, und daß der Kaiser an jedem Brief und an jeder Verfügung nicht nur tätigen Anteil nahm, sondern vielfach der geistige Urheber seiner Anordnungen war, daß er endlich nicht nur in großen Zügen arbeitete, sondern nebenbei auch alle Einzelheiten beherrschte, so wird man zugeben müssen, daß er eine Arbeitsmasse bewältigte, wie es weder vor ihm jemand fertig gebracht hat, noch in Zukunft voraussichtlich

Digitized by Google

jemand wieder leisten wird. Um dies zu schaffen, bedurfte es einer Klarheit und Einfachheit des Denkens, einer Registrierung jeder einzelnen Wahrnehmung in den Gehirnfächern, welche die Ideen jederzeit zum Gebrauch bereit hält, welche es ermöglicht, jeden Augenblick von einem Gegenstand zu einem ganz anderen überzuspringen, ohne daß die geringste Pause eintritt. Napoleon kannte kaum noch eine Grenze der Arbeitsfähigkeit; denn mit den Diktaten war selbstverständlich erst der kleinste Teil der Arbeit erschöpft. Jeder Minister lieferte täglich eine große, mit Schriftstücken gefüllte Mappe. Selbst das genügte ihm noch nicht. Nicht in seinen Mußestunden, die er ja überhaupt nicht kannte, sondern mitten zwischen großen und wichtigen Arbeiten gab er den Gedanken, die ihn gerade bewegten, greifbare Form und führte sie bis in die kleinsten Einzelheiten aus. Es sind Entwürfe vorhanden, die man für fertige Pläne halten könnte, und doch sind sie nur Gestalten seiner Phantasie. Mag ein Projekt noch so unausführbar sein, er sucht sich selbst zu beweisen, daß es trotzdem erreicht werden kann auf Wegen, die er gefunden zu haben glaubt. Masson, dessen Darstellung ich hauptsächlich folge, bemerkt sehr richtig, dies sei ein gefährliches Spiel gewesen, weil der Kaiser schließlich, um sich selbst zu beweisen, daß nichts für ihn unmöglich war, dahin kam, dies auch anderen beweisen zu wollen. Diese phantastische Natur des Kaisers, die mit seiner sonstigen klaren Auffassung im Widerspruch steht, ist vielleicht mehr die Ursache zu seinem plötzlichen Sturz gewesen, als man gewöhnlich glaubt. Dieser Zwiespalt im Inneren des Kaisers ist nur im ersten Augenblick auffällig; dem Psychologen wird die Erscheinung nichts Merkwürdiges bieten: Jeder Mensch trägt mehr oder weniger eine solche zweite Natur in seinem Inneren; wie mancher schenkt z. B. sein Vertrauen einem Menschen, vor dem ihn die Vernunft, wenn er ihr folgen wollte, warnen müßte. Und Napoleon war eben doch zu sehr Mensch, um nicht auch menschlichen Schwächen zu unterliegen.

Ob der Kaiser in der heutigen Zeit mit ihren schnellen Verkehrsmitteln noch imstande sein würde, die tägliche Arbeitsmenge in derselben Weise zu erledigen, darf man allerdings bezweifeln; denn Telegraph und Fernsprecher stellen so hohe Anforderungen, die schnelle Beförderung der Briefe bedingt schon an sich eine intensivere Tätigkeit, einen so häufigen Wechsel der Entschlüsse, wie es vor hundert Jahren bei weitem nicht der Fall war. Napoleon wäre,

Digitized by Google

wenn er heute lebte, trotz seiner riesigen Arbeitskraft sicher genötigt, einen Teil der Details an seine verantwortlichen Ratgeber abzutreten.

Der Kaiser schrieb eine fürchterliche Hand; je länger das Schriftstück war, desto unleserlicher wurde sie. Deutlicher war sie in den Nachschriften und in den Randbemerkungen, sehr klar in den Zahlen. Diese Rücksichtnahme auf die Bedeutung leserlicher Ziffern scheint mir nicht zufällig, sondern sie ist vielmehr bezeichnend für die Wichtigkeit, die Napoleon ihnen einräumte. Wenn er übrigens wollte, gelang es ihm auch wohl, deutlicher zu schreiben, aber es machte ihm viele Mühe. „Ich kann nicht gut schreiben," sagte er, „weil die Gedanken und die Bewegungen der Hand einander hemmen, wie zwei entgegengesetzte Strömungen. Die Gedanken laufen am schnellsten, und dann heißt es: adieu, ihr Buchstaben! Ich kann nur diktieren, und das ist bequem; es ist, wie wenn man sich unterhält."

Was seine Handschrift noch besonders undeutlich macht, ist die fehlerhafte Orthographie; manchmal kommen italienische Reminiszenzen vor, auch unbewußte Versuche einer neuen Rechtschreibung. Man hat behauptet, daß Napoleon, wenn er einmal ein Wort in einer gewissen Form in sein Gedächtnis aufgenommen hatte, er es auch in dieser Gestalt, wenn sie auch noch so falsch war, beibehielt; er ließ sich nicht davon abbringen. Ueberhaupt lernte er mehr durch seine Ohren, als durch die Augen. Der Ton hatte dadurch eine besondere Wichtigkeit für ihn.

Trotz der Riesenarbeit blieb ihm immer noch Zeit übrig, um als Redakteur tätig zu sein; er verfaßte oder inspirierte die Artikel im Moniteur und in anderen Blättern. „Meine Ueberlegenheit," sagte er auf St. Helena einmal selbst, „bestand vor allem darin, daß geistige Arbeit mich nicht angriff; ich habe niemals einen Menschen gekannt, der es in dieser Hinsicht mit mir hätte aufnehmen können. Ich konnte acht Stunden über eine Frage hin und her sprechen und nach Verlauf dieser Zeit einen anderen Gegenstand vornehmen, und dabei war mein Geist so frisch wie zu Anfang. Noch jetzt könnte ich zwölf Stunden hintereinander diktieren."

Zuweilen versagten aber doch der Geist und der Körper, es trat gebieterisch das Verlangen nach Ruhe ein, das Gehirn war überanstrengt und leistungsunfähig. In solchen Stunden der Abspannung verließ Napoleon nicht etwa das Kabinett, er ging und

Digitized by Google

kam taumelnd, legte sich auf das Ruhebett, versuchte zu schlummern, oder er setzte sich auf das Bureau des Sekretärs und sprach in abgebrochenen Sätzen von seinen Plänen, seinem Befinden, seinen Wünschen und ähnlichen Dingen. Manchmal kniff er dann auch den Sekretär in die Ohren, klopfte ihm leise auf die Schulter oder auf die Wange, und langweilte sich, daß dieser seine Arbeit fortsetzte; es kam auch vor, daß er sehr laut und falsch sang oder deklamierte. Die Melodie traf er nie, die Worte aber wiederholte er immer wieder. Auch bei dem Unermüdlichen forderte also die Natur ihre Rechte.

IX. Der neue Karl der Große.

Unter den Eingaben, welche die Stadt Aachen durch Vermittelung Josefines an den Kaiser richtete, befand sich auch die Bitte um Erbauung eines kaiserlichen Palastes in Aachen. Diese geschichtlich sehr interessante Bittschrift lautet in deutscher Uebersetzung folgendermaßen:

„Die alte Hauptstadt des Occidents, die in der erhabenen Person des Kaisers Karl des Großen ihren Gründer verehrt, wagt ihr Wiederaufblühen und die Wiederherstellung ihres alten Ruhms unter der Herrschaft des großen Erneuerers des Kaiserreichs zu erhoffen, der, indem er über seine äußeren Feinde triumphierte und die Hydra der Parteien vernichtete, der würdigste Nachfolger des ersten Kaisers von Frankreich geworden ist.

Der einstmals berühmte Palast Kaiser Karls ist die Beute der Jahrhunderte geworden, und wir können nicht einmal mehr dessen Trümmer verehren.

Aber die Residenz Karls des Großen wagt jetzt, ebenso so stolze Hoffnungen zu schöpfen, sie wagt, vor den Thron Eurer Kaiserlichen Majestät die Wünsche zu bringen, daß in ihren Mauern ein kaiserlicher Palast für unseren erhabenen Kaiser Napoleon und für die erhabene Josefine, die seinen Thron teilt, wieder neu erbaut werde.

Schon hat Ihre Kaiserliche Majestät geruht, ein Grundstück zu erwerben, und die Einwohner haben in diesem Kauf den Anfang ihres Glückes zu sehen, sie haben zu hoffen geglaubt, daß Ihre Kaiserliche

Digitized by Google

Majestät geruhen würde, den Grundstein zu einem kaiserlichen Palast, der die nötige Ausdehnung für seinen großen Zweck hat, zu legen, indem sie die schönen und ausgedehnten Bauplätze, die das Grundstück umgeben, mit einer Anzahl benachbarter Häuser vereinigt.

Nur im Hinblick auf unseren großen und erhabenen Gründer wagen wir unsere demütige Bitte vor den kaiserlichen Thron zu bringen.

Welche neue Quelle des Glückes wäre es für unsere Stadt, wenn Eure Kaiserliche Majestät geruhen würde, sie gnädig aufzunehmen.

Der Große Napoleon würde den Ruhm der alten Hauptstadt Karls des Großen erneuern, und wenn er geruhen würde, als Ersatz für die Statue unseres Gründers, welche die Hauptstadt schmücken wird, uns gnädigst die kaiserliche Statue zu bewilligen, um oben auf dem schönen Brunnen an die Stelle der unseres erhabenen Gründers zu treten, so würden alle teuersten Wünsche unserer Herzen erhört sein und, indem sie den Erneuerer unseres Glückes segnen, könnten unsere treuen Herzen unsere ewige Dankbarkeit und Ergebenheit empfinden, aber es würde ihnen nicht gelingen, sie in Worte zu kleiden."

Es ist ja bekannt, daß Napoleon bei jeder Gelegenheit die Erinnerung an Karl den Großen zu wecken suchte und sich selber als dessen Nachfolger betrachtete. Für ihn hätte also der Gedanke, die alte Residenz des Frankenkaisers durch Erbauung eines prunkhaften Palastes zu seiner früheren Bedeutung aufleben zu lassen, nicht gerade fern gelegen. Um so auffallender ist es, daß dieser Teil der Gunstbezeigungen, welche die Stadt Aachen von ihm erbat, nicht nur nicht erfüllt, sondern sogar geflissentlich totgeschwiegen wurde. Die Gründe hierfür sind nur verständlich, wenn man näher darauf eingeht, was Napoleon dazu veranlaßte, Karl den Großen mit seiner Person in Beziehung zu bringen:

Mit dem Sturz der Bourbonen hatte das französische Königstum von Gottesgnaden ein jähes und erschreckendes Ende genommen. Wie ein Gott hatte bis dahin der Monarch über dem Volke gestanden. Nur Auserwählte durften ihm nahen, jede seiner Handlungen bis zum An- und Auskleiden war gewissermaßen von einer Aureole umgeben, eine ungeahnte Machtfülle ging von ihm aus; der niedrigste Dienst wurde, wenn er ihm zu leisten war, ein Vor-

Digitized by Google

recht, das man ersehnte. Nun lag der Thron in Trümmern, sein Inhaber hatte auf dem Schafott geendet. Der Nimbus, der den Purpur umgab, war unwiederbringlich dahin, auch ein Wandel der Zeiten konnte ihn niemals wiederherstellen. Denn die wirksamste Stütze dieses Systems, der Adel, war ermordet, verjagt und verarmt. Ueberhaupt läßt sich die Gottähnlichkeit des gesalbten Fürsten nur so lange aufrechterhalten, als nicht der Gegenbeweis der Souveränität des Volkes geführt ist. Und diese Souveränität des Volkes, oder, was viel schlimmer ist, des Pöbels, hatte selbst mit blutiger Schrift für immer ein warnendes und nie verlöschendes Warnungszeichen an das stolze Gebäude des Sonnenkönigs und seiner Nachfolger geschrieben.

Die Unfähigkeit im Maßhalten, die jede Pöbelherrschaft gewissermaßen als Muttermal mit zur Welt bringt, führte bald eine Wandlung herbei und brachte den Mann an die Spitze, der mit seiner Entschlossenheit, die selbst vor dem Niederkartätschen seiner Mitbürger nicht zurückscheute, mit seinen Fähigkeiten eine Gewähr dafür bot, daß er geordnete Zustände herbeiführen würde, — Bonaparte. Die Revolution mußte der Militärdespotie Platz machen. Der neue Führer besaß, das empfand ein jeder, in hohem Maße die Eigenschaften, deren das zerrüttete Frankreich so dringend bedurfte: er war rücksichtslos, wo es das öffentliche Wohl erforderte; schnell entschlossen, General und Staatsmann zugleich; eine Arbeitskraft ersten Ranges; vor allen Dingen aber besaß er keine politische Vergangenheit und stand den Jakobinern fern genug, um das Vertrauen aller anständigen Elemente zu besitzen.

Damit allein war es aber noch nicht getan. Wenn das neue Regiment von Dauer sein sollte, so hieß es vor allen Dingen, die frühere Autorität des Staatsoberhauptes wiederherzustellen. Sicherlich besaß Bonaparte schon damals einen großen Einfluß, er wurde bewundert wegen seiner militärischen Erfolge, weil er den verrotteten Zuständen des Direktoriums ein Ende gemacht hatte; außerdem war er der unumstrittene Machthaber. Die Franzosen sind ja von jeher für militärische Ruhmestaten besonders empfänglich gewesen; der Mann des Ruhmes wird bei ihnen stets eines großen Eindrucks sicher sein. Bei Bonaparte kam noch hinzu, daß er sein Ziel in einem erstaunlich jugendlichen Alter, nach einer kurzen, fast beispiellosen Laufbahn, erreicht hatte. So sehr er

Digitized by Google

aber auch mit seinem Genie die Person des letzten Bourbonen überragte, seine Machtvollkommenheit war ein Nichts gegenüber der seines Vorgängers.

Zweifellos bedurfte Bonaparte eines anderen Ursprungs seiner Macht, wenn er sie dauernd behaupten wollte. Er stand noch auf recht unsicherem Boden, war aus dem Volke selbst hervorgegangen; die Souveränität, die er eigentlich nur aus Zweckmäßigkeitsgründen entliehen hatte, konnte aus demselben Rechtstitel eines Tages von ihm zurückgefordert werden. Wollte Bonaparte also seine Herrschaft befestigen und erhalten, so mußte er vor allen Dingen darauf bedacht sein, diesen Ursprung seiner Macht zu verwischen und sie aus einer anderen Quelle zu schöpfen. Bei der Menge kann nur der durch Einfachheit Eindruck erzielen, der gewissermaßen als höheres Wesen vom Throne zu ihr herabsteigt, nicht der, welcher aus bescheidener Stellung, aus ihrer Mitte zum Throne gelangt. Das ist eine überaus einfache Wahrheit, die aber für das Verständnis des napoleonischen Regierungssystems unendlich wichtig ist. Sie macht ohne weiteres begreiflich, weshalb ein Mann von so einfachem Wesen, von einer geradezu bezwingenden Natürlichkeit, in vielen seiner Handlungen so seltsam widerspruchsvoll erscheint. Bonaparte selbst empfand die Notwendigkeit, als Kaiser eine Art höheres Wesen zu repräsentieren, das Bedürfnis, sich mit einer Aureole zu umkleiden, sehr stark. Als Gourgaud in einem Gespräch äußerte, in China werde der Herrscher wie ein Gott verehrt, antwortete ihm Napoleon: „So gehört es sich auch!" Bei einer anderen Gelegenheit erklärte er: „Ein Mensch, der König ist, ist ein besonderes Wesen, das für sich allein steht, und ich habe bei Alexander immer den feinen politischen Instinkt bewundert, der ihm eingab, sich von den Göttern abstammen zu lassen."

Das Ziel, das er sich gesteckt hatte, suchte er nun ganz planmäßig zu erreichen. Zuerst galt es, nicht nur in Wirklichkeit, sondern auch nach außen hin, als alleiniger Inhaber der höchsten Gewalt aufzutreten. Den ersten Schritt tat er dadurch, daß er sich zum Konsul auf Lebenszeit wählen ließ und seine Mitkonsuln zu Schattenfiguren machte. Er hatte den Sieyesschen Plan mit einigen kühnen Strichen so geändert, daß er tatsächlich als erster Konsul nichts anderes, als ein Monarch war; als lebenslänglicher Konsul war ihm auch die Dauer gewährleistet. Bonaparte konnten diese Erfolge noch nicht genügen.

Digitized by Google

Es war nur eine logische Folge des ganzen Entwicklungsganges, wenn Bonaparte in der Erlangung der Kaiserwürde sein nächstes und wichtigstes Ziel sah. Nicht ein unbegrenzter Ehrgeiz trieb ihn dazu, die Monarchie auch nach außen hin aufleben zu lassen, sondern dieser Schritt war Selbsterhaltung und lag auch im Interesse Frankreichs. Man würde die staatsmännische Begabung Napoleons doch sehr gering veranschlagen, wenn man meinen wollte, nur persönliches Interesse, ja Selbstsucht sei die Triebfeder seines Handelns gewesen. Man könnte dann z. B. gar nicht die Vorliebe begreifen, die der Kaiser für Friedrich den Großen hegte. Unzweifelhaft trifft das Urteil, welches Napoleon über diesen Fürsten äußerte, auch in vielen Punkten auf ihn selbst zu. Die nachstehenden Worte sind geradezu ein Selbstbekenntnis des Kaisers:

„Er war in Herzensangelegenheiten sehr kalt und trocken, aber braucht denn ein Herrscher und Staatsmann zart und gefühlvoll zu sein? Er ist sogar excentrisch, ein Sonderling, denn er steht allein für sich auf der einen Seite, und auf der anderen steht die ganze übrige Welt und diese betrachtet er durch das Augenglas seiner Politik, wobei er sorgfältig acht gibt, daß ihm dies Augenglas nichts vergrößert und nichts verkleinert. Und während solchergestalt seinem Scharfblick nichts entgeht, muß er noch alle Fäden, bis auf die kleinsten, berücksichtigen, die er sämtlich in seiner Hand hält. Sein Wagen ist oft mit ungleichen Pferden bespannt, und ich frage Sie, wie darf er sich dabei um gewisse konventionelle Ansichten und Gefühle bekümmern, ohne welche die gewöhnlichen Menschen nun einmal nicht leben können? Und wie darf er dabei Rücksicht nehmen auf Blutsverwandtschaft, Familienbande und ähnliche derartige soziale Kindereien? Auf der Höhe, wo er sich befindet, erscheinen manche seiner Handlungen, getrennt und an sich betrachtet, tadelnswert und verwerflich, aber alle zusammengenommen, bauen sie das große Werk auf, das nur die Welt noch nicht sieht. Wenn er aber vollendet dasteht, der gewaltige Bau, damit ruft er die Bewunderung der Nachwelt hervor. O, über die Kurzsichtigen! Sie wagen nicht, ihn zu loben und zu erheben, weil sie fürchten, daß es ihnen wie den Liliputern ergehen könnte, die von Gulliver erdrückt wurden, wenn er nur das Bein bewegte. Ermannt euch doch, eilt eurer Zeit voraus, schaut in die Ferne und erweitert euren Horizont! Dann werdet ihr begreifen, daß solche hochbegabte Männer, die ihr

Digitized by Google

für gewalttätig, für grausam und was weiß ich für was sonst noch hieltet, nichts weiter sind, als große Politiker. Sie erkennen sich wohl und beurteilen sich richtig, denn all ihr Wollen und selbst ihre Leidenschaften wissen sie ihren höheren Zwecken unterzuordnen."

Das ist nicht die Sprache eines Ehrgeizigen, der rücksichtslos seiner Selbstsucht den Altar baut, sondern die eines gereiften und klugen Denkers, der frei ohne jedes Vorurteil in das Wesen aller Dinge sieht. Auch Bonapartes Wagen war mit ungleichen Pferden bespannt, und noch geringeres Verständnis, als es der große Preußenkönig fand, war ihm beschieden, weil seine Macht nicht auf einem rocher de bronce gegründet war, weil ihm die Legitimität seiner Herrschaft, die Anhänglichkeit seines Volkes fehlte, und weil sein Reich infolgedessen zusammenbrach, als ähnliche Stürme über Frankreich hereinbrachen, wie im siebenjährigen Kriege über Preußen. Weil Bonaparte staatsmännische Begabung genug besaß, um zu beurteilen, was für die urteilslose Menge der Begriff „Legitimität" bedeutete, deshalb suchte er auch seiner Machtfülle dieses Mäntelchen umzuhängen. Der erste Schritt dazu war die Annahme der Kaiserwürde, der zweite die Anknüpfung an Karl den Großen, der dritte die Salbung durch den Papst.

Der Königstitel kam für Bonaparte nicht in Betracht, weil er zu sehr an die Bourbonen erinnert hätte. Wenn er aber auch die Beziehung auf die letzten Herrscher Frankreichs vermied, die Erinnerung an sie war zu frisch, als daß er sie hätte totschweigen können. Er versuchte deshalb, alle Gründe, die gegen die Bourbonen sprachen, der großen Masse mundgerecht zu machen, und man muß ihm zugestehen, daß er von der inneren Berechtigung mancher Schlußfolgerungen, die er dabei zog, selbst überzeugt war und auch überzeugt sein konnte. Interessant ist in dieser Hinsicht eine Adresse des Präfekten, der Generalität, sowie aller Beamten und Offiziere in Aachen an den ersten Konsul, in der sie Bonaparte baten, die Kaiserwürde anzunehmen. Derartige Eingaben erfolgten in großer Menge damals; sie spiegelten getreu die Ansichten Bonapartes wieder. Es heißt in diesem Schriftsatz:

„Die Bourbonen haben ihr Szepter zerbrechen sehen; indessen hatten acht Jahrhunderte die königliche Gewalt im Hause der Kapetinger befestigt; der Thron war von einer Art religiösem Respekt

Digitized by Google

umgeben; ein tapferes und wohlgeschultes Heer stand zu seiner Verfügung; der Monarch hatte von der Nation alle Mittel empfangen, um das Erbrecht, das er durch stillschweigende Zustimmung besaß, aufrecht zu erhalten. Wenn die Monarchie der Bourbonen trotz so vieler Vorteile untergehen mußte, war es nicht weniger deshalb, weil alles Menschenwerk vergänglich ist, als deshalb, weil die Bourbonen weder genug Klugheit, noch genügend Kraft besaßen, um sie zu leiten?"

Hiergegen ließe sich natürlich einwenden, daß die Schwäche eines einzelnen Herrschers noch kein Beweis für die Untüchtigkeit aller übrigen Mitglieder des Königshauses ist. Wollte man diese Grundsätze allgemein anwenden, so würde, streng genommen, wohl kein Herrscherhaus mehr eine Existenzberechtigung haben. Im vorliegenden Falle kam es aber mehr darauf an, zu überzeugen, als zu beweisen, und Napoleon wußte sehr wohl den schwachen Punkt des Gegners ausfindig zu machen. Die Eingabe fährt dann fort:

„Worauf wollen sie denn ihre Ansprüche stützen? Wollen sie den Ursprung ihrer Macht geltend machen? Aber, nach ihren Grundsätzen, ist sie nicht einwandsfrei, weil sie durch Usurpation erworben ist. Hugo (Capet) konnte ein Recht nicht übertragen, das er nicht besaß. Wollen sie anführen, daß er sich auf den Thron des letzten Sohnes Karls des Großen nur mit allgemeiner Zustimmung der Nation gesetzt hat? Ohne die historische Wahrheit dieser Behauptung zu erörtern, kann die Nation nicht heute dasselbe, was sie im 9. Jahrhundert gekonnt hat? Wollen sie von der schweigenden Zustimmung von acht Jahrhunderten reden? Sei es darum, aber diese Begründung bricht zusammen, sobald die Nation ihren Willen äußert. Wollen sie die Eroberung ins Treffen führen? Wenn der Sieg ein Rechtstitel ist, so sind es sicher nicht die Bourbonen unserer Zeit, denen es zusteht, ihn für sich in Anspruch zu nehmen. Die Zeit? Die Billigung der Zeit wird jede Macht erhalten, die sich zu behaupten weiß. Der Besitz? Er fehlt tatsächlich seit zwölf Jahren, und wir haben mit wenig Worten die Hinfälligkeit und Nichtigkeit des Rechts nachgewiesen."

Es ist eine gefährliche Dialektik in diesen Worten, die sich ebenso gut später gegen den neuen Herrscher anwenden läßt, wie gegen die Bourbonen. Aber vor-

Digitized by Google

läufig ist sie wirksam, denn sie stützt sich auf eine Tatsache, die nicht zu leugnen ist, daß Bonaparte die Macht und das Vertrauen besitzt und daß man im Augenblick nicht daran denken könnte, einen anderen an seine Stelle zu setzen.

Sobald Napoleon den ersten Schritt getan hatte, ergab sich der zweite, die Anknüpfung an Karl den Großen, als eine innere Notwendigkeit. Obwohl souveräner Herrscher, war er doch genötigt, seine Krone gewissermaßen aus den Händen des Volkes zu empfangen. Besaß er sie erst, so hatte er ein Interesse daran, diesen Ursprung so schnell als irgend möglich zu verwischen, indem er die neue Monarchie auf einen übernatürlichen Ursprung zurückführte. Gelang es ihm, sich nicht als Gründer einer Dynastie, sondern als Nachfolger eines früheren Herrschergeschlechts hinzustellen, so konnte er wohl auch damit rechnen, daß man später nicht etwa wieder die Bourbonen gegen ihn ausspielte. Und es entsprach durchaus der zweiten — phantastischen — Natur Napoleons, daß er sich in eine derartige Rolle schließlich selbst hineinlebte.

Keine andere Dynastie war für diese Zwecke des neuen Kaisers so geeignet, wie die der Karolinger. Auch Karl der Große war der Erwählte der ganzen bewaffneten Nation gewesen, auch er besaß keinerlei Erbberechtigung. Er hatte seine Dynastie erst als gesichert angesehen, nachdem der Papst ihn gesalbt hatte. Auch er trat an die Stelle legitimer Könige mit einer neuen Dynastie, er zog nach Italien, um es zweimal zu erobern, er kämpfte auf der spanischen Halbinsel. Dies waren die Gründe, weshalb Napoleon stets die Erinnerung an Karl den Großen wachrief, sein Krönungsornat nach dem Karls des Großen entwerfen ließ, die alten kaiserlichen Insignien wieder einführte, weshalb er auch der Stadt Aachen sein besonderes Interesse zuwandte und auf dem Triumphbogen seinen eigenen Namen neben den Karls des Großen schreiben ließ.

Warum machte er nun aber hierbei Halt, warum schlug er nicht auch in der alten Residenz des großen „Vorfahren" seinen Wohnsitz auf? Es müssen doch wohl triftige Gründe gewesen sein, die ihn davon abhielten, denn er liebte es sonst doch, die Parallele mit Karl dem Großen soweit durchzuführen, daß er schließlich dazu kam, sich selbst für Karl den Großen zu halten, wenigstens dann, wenn er in Aufregung oder Aerger geriet.

Digitized by Google

Talleyrand berichtet über einen Vorfall gelegentlich der Differenzen Napoleons mit der Kurie folgendes: „Hier redete er sich in eine förmliche Wut über das Wort „obédience", das er mit „obéissance" verwechselte, wo doch jeder halbwegs Gebildete weiß, daß obédience nur den kirchlichen Gehorsam bedeutet und obéissance den Gehorsam im allgemeinen. Er schien es aber nicht zu begreifen, und man erstaunte mit Recht über diese Ignoranz, aber noch mehr über die Folgerungen, die er daraus zog. „Alle Herren vom Konzil sind Verräter", schrie er; „denn Verräter ist jeder, der zwei Eide leistet, und zwei Souverainen, die sich feindlich gegenüberstehen, Gehorsam schwört." Der Bischof von Nantes wollte ihm einige Worte sagen; aber er wies ihn zurück und beachtete auch die peinliche Verlegenheit der anderen nicht, die weit mehr für ihn, als für sich selbst verlegen waren; im Gegenteil, er war einmal im Zuge und fuhr fort, zu lärmen: „Sie halten mich wohl für Ludwig den Frommen, der sich alles gefallen lassen mußte? Bitte, meine Herren, verwechseln Sie den Vater nicht mit dem Sohn! In mir sehen Sie Karl den Großen, jawohl, Karl den Großen, Sie verstehen mich doch? Ich .... bin .... Karl .... der .... Große!" Und dann redete er noch allerlei unzusammenhängende, bunte Phrasen durcheinander, in denen immer von Zeit zu Zeit „Karl der Große" vorkam." Aehnliche Anklänge findet man sogar in seinen Briefen. „Sagen Sie ihm" (dem Hof von Rom), schrieb er 1806 an den Kardinal Fesch, „daß ich Karl der Große, das Schwert der Kirche, sein Kaiser bin; daß ich auch danach behandelt werden muß. .... Ich teile dem Papst meine Absichten in wenig Worten mit. Wenn er sich dem nicht anpaßt, werde ich ihn wieder zu dem machen, was er vor Karl dem Großen gewesen ist."

Alle diese Ideen waren aber doch im wesentlichen nur Theorien. Sobald es sich um ihre praktische Durchführung handelte, stand Napoleon durchaus auf realem Boden. Von diesem Gesichtspunkt aus muß auch das Aachener Bauprojekt betrachtet werden. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß dieser Bau nur dann für die Durchführung der Parallele mit Karl dem Großen Wert gehabt hätte, wenn Aachen wirklich die Residenz Napoleons und damit die Zentrale des Kaiserreichs geworden wäre. Der Kaiser wäre aber ein Tor gewesen, wenn er sich auf einen derartigen Domizilwechsel eingelassen hätte. Ebenso wie er die Etikette bei Seite schob, wenn sie ihn in der Arbeit

Digitized by Google

hinderte, ebenso ging es auch mit diesem frommen Wunsch der Aachener.

Paris, einzig und allein Paris, konnte das Herz des neuen Weltreichs werden. Schon die Unzuverlässigkeit der Pariser nötigte ihn dazu; nicht minder das ganze System der Zentralisierung, dessen Fäden alle in Paris zusammenliefen. Napoleon träumte im Gegenteil davon, in Paris ganz Europa zu vereinigen. „Das französische Kaiserreich", sagte er, „muß Mutterhaus für alle übrigen Regentenfamilien werden. Ich will jeden europäischen Monarchen zwingen, sich in Paris einen großen Palast zu bauen, den er von Zeit zu Zeit bewohnen soll, und wenn dann ein französischer Kaiser gekrönt wird, so müssen alle zugegen sein, um den Glanz der imposanten Zeremonie zu erhöhen." Er dachte an ein großes, mittelalterliches Feudalreich, unter der Suprematie Frankreichs, und wollte für sich selbst die Rolle eines zweiten Karls des Großen mit einer seltsam phantastischen Vermischung despotischer Grundsätze früherer Zeiten und der Regierungstheorien des modernen Menschen. Der Mittelpunkt dieses Reiches aber war Paris und nicht die Residenz Karls des Großen. Als Nachfolger Karls setzte er sich wohl die eiserne Krone Italiens auf das Haupt, weil sie ihm die Macht verlieh, aber er baute nicht einen Palast, der ihm wenig oder gar nichts nutzen konnte.

Es bleibt noch zu erörtern, weshalb die Bitte der Aachener um Erbauung eines Palastes in den Akten vergraben und totgeschwiegen wurde. Die Archivalien geben über diese Frage leider keine Auskunft; der Grund kann aber wohl nur der gewesen sein, daß der Kaiser aus naheliegenden Gründen als der gabenspendende, nichts versagende Herrscher zu erscheinen wünschte, oder daß Josefine, welche die Stadtväter zur Vorbringung ihrer Wünsche veranlaßt hatte, dabei über die Absichten Napoleons hinausgegangen war. Die letzte Folgerung ist vielleicht die wahrscheinlichere, weil die Stadt im allgemeinen nur das tat, was ihr höheren Orts mehr oder weniger deutlich zu verstehen gegeben wurde. Indessen muß man mit solchen Schlußfolgerungen, solange aktenmäßige Unterlagen fehlen, recht vorsichtig sein, wenn man sich vor Mißgriffen schützen will.

Digitized by Google

X. Abreise von Aachen.

In den städtischen Akten befindet sich folgendes, als „vertraulich" bezeichnetes Schreiben des Präfekten Mechin an den Aachener Maire vom 5. September 1804:

„Der Aufenthalt Ihrer Majestäten in dieser Stadt ist zu denkwürdig, um nicht durch ein dauerndes Denkmal verherrlicht zu werden. Die Gunst, mit der sie diese Stadt überschüttet haben, fordert einen Akt der Dankbarkeit.

Das Geschenk der Festungswerke liefert Ihnen ungeheure und wertvolle Materialien. Man müßte einen Triumphbogen am Lütticher Tor errichten und von S. M. die Erlaubnis erbitten, diesem Tor und der Jakobstraße den Namen Napoleon zu geben. Mit dieser Bitte würden Sie zum zweiten Male die Bitte um das Bildnis Ihrer Kaiserlichen Majestäten für den Platz im großen Saal des Rathauses verbinden; eine Marmortafel mit eingravierten goldenen Buchstaben würde die Zeit angeben, welche Ihre Kaiserlichen Majestäten in der Stadt verbracht haben, und die Wohltaten, die sie von ihnen erlangt hat. Bitte rufen Sie sogleich den Munizipalrat zusammen und dann wenden Sie Sich an den Ober-Kammerherrn, um die Gunst zu erhalten, gemeinschaftlich den Beschluß vorzutragen. Es wäre möglich, daß S. M. der Kaiser morgen abreist; es ist also kein Augenblick zu versäumen."

Aus diesem Schriftstück sieht man sehr deutlich, wie die freiwillige Begeisterung künstlich erzeugt wurde und wie wenig man aus den äußeren Freudenbezeugungen irgend etwas auf die wirklichen Empfindungen der Bevölkerung schließen kann; womit natürlich ebenso wenig gesagt ist, daß etwa negative Schlußfolgerungen daraus hergeleitet werden dürfen. Ueberhaupt ist die Stimmung einer ganzen Stadt oder eines Landes in vergangener Zeit sehr schwer später noch richtig zu beurteilen. Um dies einzusehen, bedarf es nur einer Probe auf unsere heutigen Zustände; wie unendlich schwierig ist es, heutzutage aus Zeitungsnotizen usw. sich ein zutreffendes Bild des wirklichen Empfindens der Bevölkerung zu entwerfen; und jetzt fehlt doch die strenge Zensur der napoleonischen Periode. In den Akten jener Zeit findet man ferner sehr wenige zuverlässige Anhaltspunkte, die über die Stimmung der Einwohner

Digitized by Google

Aufschluß geben. Memoiren urteilsfähiger Leute fehlen so gut wie ganz. Solange man aber nicht über zahlreiche und verschiedenartige Beweisstücke verfügt, wird man auf ein Urteil über diese schwierige Frage verzichten müssen. Ich möchte dies besonders denen gegenüber betonen, die aus vereinzelten Aeußerungen von Zeitgenossen zu einem Urteil über die Franzosenfreundlichkeit oder dessen Gegenteil in den Rheinlanden kommen wollen.

Besonders interessant an dem obigen Brief des Präfekten ist der Hinweis auf die Porträts Napoleons und Josefines, die sich jetzt im Suermondt-Museum in Aachen befinden. Wenn aus dem Schreiben auch nicht unzweifelhaft zu beweisen ist, daß die Idee, Aachen die Bildnisse des Kaisers und der Kaiserin zu schenken, von französischer Seite ausgegangen ist, so spricht doch ein hohes Maß von Wahrscheinlichkeit dafür. Es war also wohl weniger ein Herzensbedürfnis der Aachener, die Bilder zu besitzen, als das Napoleons, sie im Aachener Rathaus aufhängen zu lassen.

Der Aufenthalt des Kaisers in Aachen war für die Stadt in jeder Beziehung sehr erfreulich. Aachen wurde wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt, es sah endlich einen Ausweg aus der finanziellen Bedrängnis, die Zugeständnisse mannigfacher Art, welche die Stadt erreichte, waren für sie sehr wertvoll. Man hatte nach den schlechten früheren Zeiten alle Veranlassung, für die Regierung Dankbarkeit zu empfinden. Der Aufschwung der Aachener Industrie stammt aus jener Zeit; die schönen Anlagen am Lousberg, die heute jeden Besucher erfreuen, wurden aus einer Sandwüste hervorgezaubert. Mag man über die französische Herrschaft sonst denken wie man will, ihre Verdienste um die Hebung der Kultur in den Rheinlanden treten noch jetzt so offenkundig hervor, daß man sie unmöglich verkennen kann. Der größte Teil der Erfolge war der Person Napoleons zuzuschreiben, das leuchtete damals auch dem Unverständigsten ein. So ist es denn durchaus begreiflich, daß selbst heute noch sein Andenken im Westen Deutschlands ebenso in Ehren gehalten, wie es im Osten verwünscht wird.

Unter den Vergünstigungen, die Napoleon Aachen zuteil werden ließ, verdient besonders die Ueberlassung der alten Festungswerke erwähnt zu werden. Die Festung Aachen hatte als solche zu bestehen aufgehört. Die Stadt hatte aber ein besonderes Interesse daran, daß der Grund und Boden nicht etwa an

Digitized by Google

Private durch den Fiskus veräußert, sondern ihr unentgeltlich überlassen wurde; denn sie hatte auf den äußeren Schanzen Promenaden angelegt, mit Bäumen bepflanzt, und jeder Privatkäufer von Festungsgelände würde imstande gewesen sein, die Verbindung dieser Promenaden untereinander und mit der Stadt zu verhindern. Wenn die äußeren Gräben dagegen in den Besitz der Stadt kamen, so konnten die angefangenen Anlagen erweitert und schöne breite Wege geschaffen werden. Diesem Zugeständnis Napoleons sind also tatsächlich die schönen Promenaden, die Aachen heute zieren, zu verdanken. Man würde vielleicht einwenden können, der Kaiser habe nur das verschenkt, was der Stadt früher schon gehört habe. Dieser Einwand ist aber nicht stichhaltig, weil Napoleon nach dem geltenden Recht unzweifelhaft zugunsten der Regierung zum Verkauf des Geländes hätte schreiten können. Bedenkt man ferner, daß die alten Festungswerke ein riesiges, sehr brauchbares Baumaterial enthielten, so darf man dies Geschenk des Kaisers keineswegs gering einschätzen.

Außerdem stiftete Napoleon die Summe von 150 000 Franks für die Ausbesserung der heißen Quellen und für die Wiederherstellung der Bäder. Dieser Betrag war für die Stadt von größter Wichtigkeit, da die Bäder verwahrlost und höchst ausbesserungsbedürftig waren, die Kommune aber keine Mittel besaß, um diesen Uebelständen abzuhelfen. Aachen war neben der Industrie hauptsächlich auf den Fremdenverkehr als Einnahmequelle angewiesen; ein weiterer Rückgang des Badelebens hätte der Stadt den Lebensnerv durchschnitten. Die Anwesenheit Napoleons und Josefines und die Freigebigkeit des Kaisers waren mithin von großer Bedeutung für die Weiterentwickelung der Aachener Thermalquellen.

Sehr wichtig war ferner die Gründung des Josefinums. Die Straßen der Stadt machten noch in der napoleonischen Zeit einen elenden Eindruck, weil es in ihnen von Bettlern wimmelte, die, wie der Aachener Maire selbst berichtet, die Passanten bis in die Häuser hinein in der unverschämtesten Weise verfolgten. Auch die öffentliche Sittlichkeit ließ recht viel zu wünschen übrig. Für die Unterbringung der Bedürftigen, der Geisteskranken und der Arbeitsscheuen fehlte es an geeigneten Unterkunftsräumen. Napoleon überließ der Stadt die früheren Karmeliter-, Annunziaten- und Dominikanerklöster, sowie die Servatiuskapelle nebst dem zugehörigen Grundstück zur Vergrößerung der Wohltätigkeitsanstalten; die ver-

Digitized by Google

schiedenen Hospitäler wurden zu einer Verwaltung vereinigt. Die Einkünfte aus den Spielbanken wurden der Stadt zugewiesen, damit dadurch die Bettelei beseitigt und die Wohltätigkeitsinstitute unterhalten werden sollten. Diese Anstalten erhielten den Namen der Kaiserin Josefine.

Die Spielbankeinkünfte wurden nicht nur in Aachen, sondern auch in anderen Orten für städtische Bedürfnisse verwendet; dies Verfahren entsprach der Absicht des Kaisers. Napoleon schrieb darüber an den Minister Cretet am 26. 9. 1804: „Fast alle großen Städte in Frankreich haben Spielbanken. Die Polizei verwendet deren Ueberschüsse zu ihrem Nutzen. Meine Absicht ist, daß sie von jetzt ab den Städten zugute kommen. Bordeaux liefert 200 000 Franks. Ich möchte sie zu etwas Dauerndem und Nützlichem für die Stadt gebrauchen, z. B. für einen guten Kai, eine Brücke, kurz etwas, das zum Ruhme des Kaiserreichs und zum öffentlichen Nutzen beiträgt. . . . . Das Ergebnis der Spielbanken in Aachen ist zur Unterhaltung der heißen Quellen bestimmt." Diese letzte Angabe des Kaisers muß auf einer Verwechslung beruhen.

Endlich wurden einigen Fabrikanten unter sehr günstigen Bedingungen Grundstücke zu Industriezwecken überlassen.

Wie gründlich Napoleon während seiner Anwesenheit in den Rheinlanden alle Einzelheiten prüfte, sieht man u. a. aus einem Brief an den Marschall Berthier bald nach der Rückkehr nach St. Cloud, worin sich der Kaiser eingehend über die unzweckmäßige und langsame Arbeit der Landmesser verbreitet. „Man läßt sie Kataster aufnehmen, aber keine militärischen Karten," heißt es darin. „Daraus folgt, daß man in 20 Jahren nichts hat. Ich hatte Gelegenheit, mich in den Rheindepartements davon zu überzeugen; man hat mir große und sehr nutzlose Karten vorgelegt. Man hat vier Jahre und wer weiß wieviel Ingenieure und Geld gebraucht, um nur einen Teil des Roerdepartements aufzunehmen. . . . Wenn man Karten nach dem Cassinischen Maßstab aufgenommen hätte, würde schon die ganze Rheingrenze fertig sein." Man sieht, es war wirklich nötig, daß der Kaiser mit seinem scharfen Blick einmal persönlich an Ort und Stelle erschien.

Die Abreise von Aachen fand zwischen 4 und 5 Uhr morgens statt. Punkt 4 Uhr versammelten sich der Maire und der Kommunalrat am Kölntor, um

Digitized by Google

bei der Abfahrt Napoleons zugegen zu sein. In den Akten befindet sich folgende Ansprache an den Kaiser:

„Sire!

Die glückliche Stadt Aachen ist von Gunstbezeugungen Eurer Majestät überhäuft worden. Die Anwesenheit, deren Ehre ihr zuteil geworden ist, hat die Anhänglichkeit ihrer Bewohner an Ihre erhabene Person zu einem Grad der Begeisterung gesteigert, der noch ihre Nachkommen beseelen wird. Aber, wenn so viele Wohltaten in ihren Herzen gleichzeitig mit der unerschütterlichsten Treue eine ewige Dankbarkeit eingegraben haben, so muß die denkwürdige Zeit des Aufenthalts Eurer Majestät und Ihrer erhabenen Gattin in dieser Stadt der Nachwelt durch ein Denkmal, durch ein öffentliches Zeichen dieses bemerkenswerten Ereignisses überliefert werden.

Der Munizipalrat hat durch Zuruf darüber abgestimmt, daß am Lütticher Tor ein Triumphbogen errichtet wird; und ich mache den Vorschlag, daß dieses Tor von jetzt ab Napoleonstor genannt wird und daß die Straße, die dorthin führt, für immer den geliebten Namen des größten aller Herrscher tragen soll.

Sire, geruhen Sie, die Wünsche, die wir die Ehre haben, Euer Majestät im Namen unserer Mitbürger zu unterbreiten, günstig aufzunehmen."

Aus einem Ausgabeposten in den Akten, in welchem davon die Rede ist, daß zwei Beauftragte des Munizipalrats sich nach Köln begaben, um dem Kaiser den Beschluß zu überbringen, daß das Lütticher tor und die Jakobstraße den Namen Napoleons erhalten sollten, kann man entnehmen, daß die vorstehende Ansprache bei der Abreise nicht gehalten wurde. Vielleicht hatte Napoleon es zu eilig und beschränkte sich in der frühen Morgenstunde auf das unbedingt Notwendige. Gelegentlich der Anwesenheit der Deputierten in Köln verhandelte man übrigens auch über die Schuldenregelung Aachens.

Die städtischen Beamten wurden für die Mühe, die ihnen durch den Aufenthalt des Kaisers und der Kaiserin verursacht wurde, dadurch entschädigt, daß ein Teil der weißen und grünen Tuchbehänge aus der großen Redoute unter sie verteilt wurde; eine etwas eigenartige Gratifikation, die wohl auf die ungünstige finanzielle Lage der Stadt zurückzuführen war.

Digitized by Google

XI. Aufenthalt in Köln.

Josefine begab sich von Aachen aus unmittelbar nach Köln, während Napoleon vor seinem Einzuge in Köln noch einen Umweg machte, um strategische Besichtigungen vorzunehmen. Eine nicht unwichtige Rolle spielte dabei das Kanalprojekt, eine großartige Verbindung Frankreichs mit dem Rhein, das leider nicht zur Ausführung gelangte, von dem aber neuerdings wieder viel geschrieben ist, so daß sich eine eingehende Erörterung hier erübrigt.

Ueber den Einzug und den Aufenthalt Josefines und Napoleons in Köln haben wir den Bericht eines Augenzeugen in Gestalt eines Briefes Dorotheas von Schlegel an ihre Freundin Helmine von Chezy. Der Wert dieser sonst sehr interessanten Quelle wird leider dadurch erheblich beeinträchtigt, daß die Verfasserin mehr Phantasie besaß, als für eine objektive Darstellung erwünscht ist, und daß sie, wie alle Phantasten, gelegentlich auch Dinge beschreibt, die sie gar nicht gesehen haben kann. Dazu kommt noch, daß der Brief kurz vor ihrem Uebertritt zum Katholizismus geschrieben ist, d. h. zu einer Zeit, wo ihre ohnehin schon etwas exaltierte Stimmung noch besonders elektrisch geladen war. Man liest den Einfluß dieses Gemütszustandes unschwer zwischen den Zeilen heraus. Daß der Brief nur unter Anwendung einer starken Dosis Kritik verwendet werden darf, zeigt z. B. die Schilderung, wonach das Siebengebirge gegenüber dem Kölner Hafen liegen soll, die Behauptung, daß die Kirchen, an denen Napoleon vorbeifuhr, geöffnet und hell erleuchtet waren, während der Kaiser bei seinem Einzuge in Köln durch die Hohestraße und Schildergasse nach dem Blankenheimerhof nur eine einzige Kirche berührte, u. a. m. Selbst ihre Freundin Helmine von Chezy nennt Dorothea von Schlegel „diese Tochter des Orients in der Glut ihrer kräftigen Phantasie". Immerhin hat der Brief bei genügender Vorsicht in den Schlußfolgerungen, die man daraus zieht, ein historisches Interesse. Dorothea von Schlegel schreibt u. a.:

„Man fängt eben an, hier von dem Taumel zu erwachen, in welchem alles von der Gegenwart des Kaisers ergriffen und ganz berauscht war. Es war ein neues, seltenes Schauspiel, dieser Empfang, diese wahrhaft kindliche Freude. Alles, was die Zeitungen davon sagen, ist nur Schatten; nie habe ich solche Volksfeste gesehen, nirgends in der Welt

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

können sie auch wohl so eingerichtet sein, als wo die katholische Geistlichkeit anordnet und präsidiert. Diese allein hat noch Sinn und Geschmack für wahre Ceremonie, für Würde, Pracht und Freiheit. . . . Dem Einzuge der Kaiserin am Tage vorher war mit Erwartung entgegengesehen worden, aber sie war krank. Der Platz, auf dem sie wohnte, war erleuchtet worden; er ist groß, mit einer doppelten Reihe von Bäumen besetzt, welche, bis an die Wipfel erleuchtet, Feuer statt Laub zu tragen schienen. Die Häuser waren ringsum verziert mit Transparents und Sinnbildern; ein hoher Obelisk in der Mitte des Platzes trug auf seiner Spitze vier starke Fackeln, deren Flammen eine ganz vortreffliche Wirkung machten. Den Abend darauf hieß es auf einmal: Der Kaiser kommt in zwei Stunden! Nun eilte eine Stunde weit vor dem Tore alles ihm entgegen, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, wer nur Atem hatte und sich bewegen konnte. Der lange Weg vom Stadttor bis zu seinem Hause wurde mit einem Male so hell, wie mitten am Tage. Die Straßen wurden angefeuchtet und mit duftenden Balsamstauden, Blumen und Eichenlaub überstreut. Die Kirchen, vor denen er vorbei sollte, wurden geöffnet und mit vielen hundert Wachsfackeln hell bis in die Tiefe erleuchtet. Im Ornat, mit brennenden Fackeln, Kreuz und Fahnen und Weihrauch standen die Priester vor den Altären. Dieser Geruch, der Duft der Blumen und Blätter, der ehrwürdige Anblick der Geistlichkeit, die Beleuchtung, nicht nur wie gewöhnlich mit Lämpchen und Lichtern, sondern ganze Straßen hell von dem Glanze weißer Wachsfackeln! In den großen Häusern der reichen Klasse sah man unzählige Branchen von Krystall mit Wachslichtern brennen. Das Läuten aller Glocken, das Abfeuern des Geschützes, und mehr als alles das, der wirklich enthusiastische Ruf des Volkes in den Straßen, dazu die Trommeln, Musik aller Art, der Lärm der Pferde und Wagen im Zuge — es ist ganz unglaublich, man muß dies gesehen und gehört haben! Der Kaiser hatte sich in dem Wagen zurückgelegt; das war dem Volke nicht lieb, welches gehofft hatte, ihn zu Pferde zu sehen. Da er nun auf dem Platze anlangte, drängte das Volk sich immer dreister um den Wagen, die Gensdarmes wichen und ließen den immer froher jubelnden Bürgern Raum. Der Kaiser

Digitized by Google

lehnte sich hinaus und begrüßte sie. Nun waren sie ausgelassen und zogen den Wagen bis vor das Haus. Er stieg aus und stellte sich auf den Altan, von wo herab er mit großer Freundlichkeit grüßte. Dadurch ward das Volk bis zur Ueberspannung erfreut und aufgemuntert. Die Stadt und der Platz waren durchaus herrlich erleuchtet und blieben es drei Nächte hindurch. Den Abend darauf erschien der Kaiser und die Kaiserin, die sich unwohl befand, bei dem Feste an dem Hafen. In einem Halbzirkel den Hafen umgebend, liegt die Stadt, und längs dem Rheine in der Mitte des Halbzirkels ist ein altes Gebäude, von seiner ersten Bestimmung her die Fischerzunft benannt. Es ist eine Art von rundem Turm und tritt weit hervor, so daß man von ihm beide Enden der Stadt und den ganzen Rhein hinauf und hinab erblickt, so weit das Auge trägt. Der Turm war erleuchtet mit unzähligen Fackeln und Lichtern, Sinnbilder und Inschriften prangten umher, die alle von einem sehr gelehrten Manne hier, Namens Wallraf, erfunden und voll hohen Sinnes und tiefer Bedeutung sind.

Als der Kaiser hier ankam, reichte man ihm den Ehrenwein, ein alter Gebrauch der Stadt, wenn ein Fürst herkommt. Auf dem Altane war ein reich verzierter Thron erbaut. Da der Kaiser hinaustrat, war er ganz ergriffen von der großen Szene, die hier sich ihm darbot. Er schlug die Hände vor die Augen zusammen und blieb eine Weile stumm. Nachher verglich er es mit Venedig, das Einzige, womit es zu vergleichen wäre.

Die Ufer, die Stadt brannte hell in Flammen, in Sinnbildern, so weit das Auge reichte. Im Hafen waren eine Menge der schönen holländischen und oberrheinischen Schiffe, Nachen und Kähne mit unzähligen Lampen, Wachsfackeln und Feuern erhellt und mit Blumen und Laub auf das herrlichste umwunden und verziert. Alle Schiffe im Hafen waren vermittels Guirlanden von Laub und Blumen an den hohen Masten vereinigt, wo Laternen herabhingen, allenthalben glänzten die Namen Napoleon und Josefine im Feuer im Strome wieder. Der Rhein schien in Flammen zu fließen. Najaden, Tritonen und Seepferde hoben und trugen jene Namen in Feuerzügen. Das Geschütz tönte doppelt und dreifach von dem gegenüberliegenden Siebengebirge zurück. Von einem der Schiffe schallte türkische Musik, auf einem anderen brannten Feuerwerke. Viele hundert Flaggen aller Art,

Digitized by Google

aller Völker wehten und wallten hoch in der Luft. Der französische goldene Adler im himmelblauen Felde auf dem schneeweißen Grunde, triumphierend hoch über alle. Das Hurra der Matrosen, das unablässige Vivatrufen des Volkes, die fliegende Brücke, die wie ein feuriger Berg beständig dazwischen hinüber und herüber führte."

Prüfen wir, was an der Darstellung historische Wahrheit, was Phantasiegemälde ist. Die Einzelheiten, welche Dorothea von Schlegel angibt, kann man, sofern es nicht, wie an den gesperrt gedruckten Stellen, offenkundige Uebertreibungen sind, wohl gelten lassen, nicht aber das, was sie aus den Tatsachen folgert. Sie ist als Phantastin natürlich geneigt, Geschrei und Begeisterung für gleichbedeutend zu halten. Daß dem Kaiser die Pferde ausgespannt wurden, ist zutreffend, es wurde aber auch behauptet, daß die Hauptschreier und die menschlichen Zugpferde dafür von der Polizei bezahlt wurden, und v. Ammon hat gewiß Recht, wenn er sagt, die Menge, die heute Hosianna und morgen Kreuzige ruft, ließe sich durch solche Provokationen leicht begeistern. Rechnet man dazu noch die ganz natürliche Neugierde und den Betätigungsdrang eines auf sehr niedriger Stufe stehenden Pöbels, so wird man etwas skeptischer urteilen, als Dorothea von Schlegel, die z. B. über den Einfluß des Klerus auf die Kölner Bevölkerung ein sehr schiefes und voreingenommenes Urteil fällt. Mir wenigstens scheint die abfällige Kritik Georg Forsters die richtigere zu sein. Man bekommt an einzelnen Stellen des Briefes sogar den Eindruck, als wenn die Schlegel aus Zeitungen abgeschrieben habe. Der Satz: „Dadurch war das Volk bis zur Ueberspannung erfreut und aufgemuntert" klingt beispielsweise bedenklich an die Stilistik der Präfekturpresse an.

Sehr interessant ist die Schilderung über das Verhalten des Kaisers auf dem Altan. Napoleon war für große Eindrücke nicht unempfänglich, und es scheint mir wohl glaubhaft, daß das bezaubernde Bild des erleuchteten Rheins ihn überrascht und geblendet hat. Ich halte Napoleon nicht für einen Poseur, denn wenn er auch in gewissen Fällen durchaus berechnend handelte, so tat er es doch nie ohne Zweck, während der Poseur die Pose ihrer selbst wegen liebt, im Grunde also nur aus Eitelkeit handelt. Napoleon aber war viel zu natürlich, um eitel zu sein.

Die Beschreibung der Illumination und des Feuerwerks ist sichtlich übertrieben; die Phantasie der

Digitized by Google

Schreiberin fand hier eine Gelegenheit, wie sie besser gar nicht gedacht werden konnte. Wenn sie z. B. sagt, viele hundert Flaggen aller Art, aller Völker wehten und wallten hoch in die Luft, so würde das vielleicht auf Hamburgs Welthafen, nicht aber auf den Kölner Rheinhafen passen, in dem sich Schiffe aller Völker damals gewiß nicht eingefunden hatten. Immerhin bleibt auch nach den nötigen Abstrichen noch soviel übrig, daß man zugestehen muß, die Feste in Köln waren etwas Besonderes, womit man selbst den Kaiser wohl fesseln konnte.

Dorothea von Schlegel berichtet dann weiter über Napoleon:

„Der Kaiser war sehr zufrieden; Köln ist bezaubert von ihm, und je mehr er sich hingab, je vertraulicher, offener er ward, je mehr bekam man ihn lieb. Auch war er hier, wie man ihn nie sonst sieht, offen und freundlich, ja zutraulich. Eines Abends, da einige angesehene Personen der Stadt, ohne Unterschied des Ranges, bei der Kaiserin versammelt waren, . . . sprach der Kaiser über die verschiedensten Gegenstände, über die Religion, die Unsterblichkeit der Seele, seine Regierungsmaximen, wie er nämlich glaubte, die erste Tugend eines Regenten sei die Mäßigung. Dann sprach er über die Kantische Philosophie und über die deutsche Literatur überhaupt. Von der ersteren behauptete er, sie sei eine unnütze Chimäre ohne Grund, und die letztere habe durchaus kein Verdienst und keinen Wert. Nachher sprach er von Geschäftssachen. Im Handel und allem, was dazu gehört, zeigte er die allergründlichsten Kenntnisse, zum größten Erstaunen aller Anwesenden. . . . Sein ganzes Betragen war liebenswürdig und mußte die Herzen gewinnen. So z. B. verlangte er recht eigentlich, nur e i n Bett mit der Kaiserin zu haben, ein Beispiel ehelicher Zutraulichkeit, welches auf die religiösen sittlichen Kölner vorteilhaft wirkte."

Diese Beschreibung gibt die Art, in der Napoleon die Unterhaltung zu führen pflegte, recht gut wieder. Sehr nett ist auch die Sache mit dem Ehebett und den „religiösen sittlichen" Kölnern. Man sieht, wie gut doch der Kaiser sein Publikum kannte!

Im übrigen war das Programm so ziemlich das gleiche in allen Städten; hat man es einmal behandelt, so kann man sich die Wiederholung in der Regel ersparen. Interessant scheint mir jedoch die Art, wie Napoleon bei seinen militärischen Besichtigungen, die in Köln eine größere Rolle spielten, als in Aachen,

Digitized by Google

verfuhr. Die Schlegel berichtet, der Kaiser habe die Parade am Neumarkt abgehalten und sie habe einen seltsamen Eindruck auf die Zuschauer gemacht. Die Truppen hielten in sehr mäßiger Zahl den Platz rings besetzt. In dessen Mitte stand der Kaiser mit gekreuzten Armen, den Blick bald hierhin, bald dorthin richtend, umgeben von Offizieren, die sich zwanglos um ihn bewegten. Die Offiziere waren gleichmäßig gekleidet, sie trugen blaue Uniform mit gelben Kappstiefeln; aber die Mannschaften sahen seltsam aus. Der eine trug Uniform, der andere eine weiße Jacke, der dritte einen Mantel usw. Auch das Exerzieren und der Vorbeimarsch erfolgten ohne Präzision. Bei der Parade erregte, wie man aus der Korrespondenz Napoleons sieht, ein Major sein besonderes Mißfallen. „Die Offiziere des 58. Regiments sind gut," schrieb er aus Köln an Berthier, „und der Truppenteil zeigt einen guten Geist; aber ich bin äußerst unzufrieden mit dem Major gewesen, der nicht die geringste Ahnung von den Manövern hat. Lassen Sie ihn bitte während drei Monaten ohne Gehalt zur Disposition stellen und geben Sie ihm den Befehl, sich in das Reservelager nach Arras zu begeben, um sich dort über die Manöver zu unterrichten. Er erhält seinen Platz als Major erst wieder, wenn ich mich davon überzeugt habe, daß er sie genau kennt, eine Ueberzeugung, die ich mir persönlich bilden werde, denn ich werde ihn nach Paris kommen lassen. Wenn er in den drei Monaten nicht nachweist, daß er seine Manöver sehr genau beherrscht, werden Sie seine Rückkehr zum Truppenteil sechs Monate hinausschieben. Inzwischen muß ein anderer zum Major ernannt werden. Sie werden ihn wissen lassen, daß, wenn ich mich nicht der Dienste, die er im Krieg geleistet hat, erinnerte, ich ihn abgesetzt hätte. . . ."

Verschärft wurde die Strafe noch dadurch, daß sie der Truppe durch den Armeebefehl bekannt gegeben wurde. Man sieht, wie eingehend Napoleon sich auch hier mit allen Einzelheiten beschäftigte. Das geschah nicht nur auf militärischem und verwaltungstechnischem Gebiet, sondern es galt auch den Toilettenfragen.

Als Josefine eines Morgens in Köln sich frisieren ließ, trat plötzlich der Kaiser ein. Josefine mußte einige Schmuckgegenstände anlegen, weil Napoleon sehen wollte, wie ihr dieselben standen. Die Kammerfrau, unter deren Obhut sich die Geschmeide befanden, war entsetzt, als der Kaiser alles durcheinander warf. Diese Manier, sich um derartige Dinge zu kümmern,

Digitized by Google

wirkte übrigens ansteckend, denn der erste Kammerdiener Josefines sagte z. B. zu einer Palastdame, als er bemerkte, daß sie ihr Diadem schief auf dem Kopfe trug, sie möchte es doch gerade rücken, der Kaiser verlange, daß die Diademe wagerecht säßen!

Von Köln aus begab sich Napoleon rheinaufwärts. Ueberall hinterließ seine Persönlichkeit den gleichen nachhaltigen Eindruck. Ueberall suchte man ihn durch Aufmerksamkeiten zu überschütten, bemühte man sich um seine Gunst; denn er war der Mann der Gegenwart und — wie man glaubte — auch der Mann der Zukunft. Und wenn man ehrlich sein will, so war das Umwerben des mächtigen Herrschers an sich durchaus kein Zeichen niedriger Gesinnung. Die Rheinlande, die schon geraume Zeit zu Frankreich gehörten, die Rheinbundstaaten, die ihm so ziemlich alles verdankten, was sie wurden, hatten gewiß Anlaß, sich Napoleon zuzuwenden. Jedenfalls hat er für Handel, Industrie, Landwirtschaft, für Rechtspflege, Gesundheitswesen usw. in Deutschland unendlich mehr getan, als das heilige römische Reich deutscher Nation es je vermocht hatte.

Eine vorurteilsfreie Geschichtsschreibung wird diese Bedeutung Napoleons nicht verkleinern dürfen. Sie wird, besonders wenn sie die außerordentlich schwierige Lage berücksichtigt, in welcher er sich selbst auf der Höhe seines Ruhmes befand, anerkennen müssen, daß der Kaiser nicht der Genius der Zerstörung war, als der er vielfach geschildert wird, sondern daß er über sein Grab hinaus Großes und Bedeutsames geschaffen hat, daß er noch weit Größeres ins Leben gerufen hätte, wenn nicht auch er, der Mensch der unbegrenzten Möglichkeiten, die Erfahrung gemacht hätte, daß im Kampfe zwischen Vorurteilslosigkeit und Beschränktheit der Vorurteilslose auf die Dauer immer die größte Aussicht hat, zu unterliegen, daß der Zufall schließlich auf die Dauer selbst dem Genie nicht immer zu Hilfe kommt. Napoleon hat diese Tatsache vielleicht am genauesten erkannt. „Das Kriegführen," sagte er einmal, „ist eine eigene Wissenschaft und besteht hauptsächlich darin, erst alle Chancen für und wider genau zu berechnen, und dann ebenso genau, ja mathemathisch genau, den Zufall in diese Berechnungen hineinzuziehen. In Bezug auf diesen letzteren Punkt darf man sich durchaus keiner Täuschung hingeben, denn ein kleiner Dezimalbruch zu viel oder zu wenig kann alles umwerfen. Eine solche Doppelrechnung hat aber nur im Kopf eines wirklichen Genies Raum, denn für gewöhnliche

Digitized by Google

Menschen ist der Zufall etwas Wesenloses, ein Nichts, für höher begabte ist er das aber keineswegs.“ Der kleine Dezimalbruch, der Napoleon zu Fall brachte, war der außergewöhnlich frühe Beginn des russischen Winters 1812. Freilich war dies nur der äußere Anlaß; ein Fürst, der wie Friedrich Wilhelm III. sein ganzes Volk hinter sich hatte, wäre auch dann noch nicht gestürzt worden. In Wirklichkeit lag die Ursache seines Unglücks darin, daß der Kaiser einen für die Verbündeten annehmbaren Frieden nur dann schließen konnte, wenn er seine Krone durch Revolution verlieren wollte.

Doch war er am Himmel auch nur ein Komet,
Der verschwand, während heut noch die Erde sich [dreht,
Ein jeder, der ihn nur einmal gesehen,
Verspürte des Weltalls gewaltiges Wehen!

Digitized by Google

Die Unsicherheit der französischen Herrschaft 1813.

Während die ersten Jahre der napoleonischen Herrschaft in den Rheinlanden einen bedeutsamen Aufschwung gebracht hatten, war die Zeit nach dem russischen Feldzug eine solche der wirtschaftlichen Depression. Man versuchte von französischer Seite zwar, die Schuld des Rückganges der Industrie auf Rußland und England zu schieben, aber selbst der oberflächlichste Beobachter mußte doch erkennen, daß vor allem die Kriege, die der Kaiser führte, den wirtschaftlichen Niedergang hervorriefen. Da die Fabriken nicht mehr genügenden Absatz nach dem Auslande hatten und auch die Rheingrenze gesperrt wurde, so feierten gezwungenermaßen auch die Arbeiter. Solche Erscheinungen dienen aber nicht dazu, eine Regierung beliebt zu machen.

Viel schwerer noch wurden die Konskriptionen empfunden. Wer 1812 und später zur Armee abmarschierte, konnte mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen, als Kanonenfutter zu dienen, eine Aussicht, die den Wenigsten rosig erschien. Man sah ja die Opfer der Kriege in der eigenen Stadt: 1812/13 starben fern vom Kriegsschauplatz, im Militärhospital in Aachen, in 11 Monaten nicht weniger als 272 Soldaten, und wie viele mögen als Krüppel entlassen sein! Die Wohlhabenden konnten sich durch Geldopfer vom Kriegsdienst loskaufen, der Arme mußte mit seinem Blute und seinem Leben zahlen. Die zu den Fahnen Eingezogenen desertierten in hellen Haufen, man verstümmelte sich, die Begünstigung widerspenstiger Konskribierter wurde ein Geschäft, das seinen Mann nährte. Schon 1806 betrug die Zahl der Ausreißer im Roerdepartement 244, 1807: 261, Namen wie Israel, Salomon Levi, Abraham Steinfeld, Servais Abraham und Mendel Isaac waren natürlich darunter. Später wurden der Deserteure so viele, daß die Regierung das traurige Ergebnis nach Möglichkeit vertuschen mußte. Alle Strafen halfen wenig oder nichts, die Beteiligten zogen die drohende Härte

Digitized by Google

dem sicheren Tode vor; man hängt auch schließlich niemanden, den man nicht zuvor gefangen hat. Zu welchen Mitteln die Regierung greifen mußte, sieht man daraus, daß sie die Familienangehörigen für die Deserteure büßen ließ. In dem hochoffiziellen „Journal de la Roer" findet man Anzeigen nachstehender Art:

„Nachdem ich von dem hiesigen Maire davon unterrichtet bin, daß mein Sohn, der Färber Andreas Nuppen, Grenadier im 88ten Infanterieregiment, sein Korps verlassen hat, befehle ich dem genannten Nuppen, sich den französischen Behörden zu stellen; ich fordere die genannten Behörden auf, ihn festnehmen zu lassen, wo er sich gerade befindet.

Obergeburth, den 1. Juli 1813. Witte Nuppen."

Man kann sich denken, daß die Eltern ihre Kinder nicht ganz freiwillig so zur Rückkehr aufforderten. Einzelne Rekruten verfielen, um sich für den Kriegsdienst untauglich zu machen, darauf, sich künstlich Ekel erregende Krankheiten, z. B. die Krätze, zu verschaffen; die französische Regierung ließ diese Kranken im Bettlerdepot von Brauweiler behandeln.

Die Konskription war, wie Napoleon selbst immer hervorhob, die wichtigste Aufgabe der Verwaltung, sie war sozusagen die Wirbelsäule des Regierungskörpers. Es mußte unter allen Umständen verhindert werden, daß die Armee durch Fahnenflucht dezimiert wurde. Der hierdurch bedingte Kampf zwischen Regierung und Bevölkerung war natürlich eine Quelle ungeheurer Erbitterung, besonders in den niederen Volksschichten. Dadurch wird auch verständlich, weshalb man so schnell und so leicht von Frankreich abfiel, weshalb bei jedem Fortschritt der Verbündeten die Unruhe stieg, sodaß sie nur noch künstlich und gewaltsam niedergehalten werden konnte.

Wieweit diese Erbitterung im Volke Fuß gefaßt hatte, ob sie auch in den oberen Schichten bestand, muß dahingestellt bleiben, weil das Material zur Beurteilung dieser Fragen fehlt; daß sie aber bestand, werde ich hier nachweisen. Ich halte die Bewegung, die im geheimen gährte, keineswegs für eine nationale. Nicht die Fremdherrschaft war es, die man haßte, sondern der Druck, der auf dem Einzelnen lastete. Gerade die Leute, die zuerst mit ihrer Opposition hervortraten, hatten kaum ein Gefühl für Vaterland und Deutschtum. Es war ihnen sicherlich herzlich gleichgiltig, ob sie deutsch oder französisch re-

Digitized by Google

giert wurden. Hierauf möchte ich besonders hinweisen, weil man leicht dazu kommen könnte, in diesen Erscheinungen den Ausdruck eines starken patriotischen Gefühls zu sehen. Der beste Beweis für diese meine Ansicht ist die Tatsache, daß auch die preußische Verwaltung auf einen großen Widerstand bei der Bevölkerung stieß; eine Opposition gegen deren straffe, zielbewußte Regierung, die fast noch größer war, als die gegen die französische Herrschaft. Und hierbei waren es vorzugsweise die angesehenen Familien, die an der Spitze marschierten.

Gewisse Symptome, die auf eine Abneigung der unteren Volksklassen gegen das napoleonische Regime schließen ließen, bestanden schon früher. Wagte man auch nicht mehr, wie früher, auf eine französische Patrouille mitten in der Stadt einen scharfen Schuß abzugeben, so schüttete man doch (1806) in der Nacht ein Gemisch von Oel und schwarzer Farbe auf die Marmorbüste des Kaisers. Derartige Uebeltaten werden ja auch heute noch ausgeübt, ohne daß sie einen politischen Beweggrund haben; der Vorfall hatte damals aber doch größere Bedeutung. Der Präfekt selbst hegte diese Auffassung, denn er schrieb, der Vorfall müßte den ungünstigsten Eindruck machen, wenn die Regierung davon unterrichtet werden würde. Unterstützt wurden derartige Racheakte durch die Nachlässigkeit der Aachener Polizei. Die Kommissare kümmerten sich um nichts und ein Teil der Polizisten war andauernd betrunken, was übrigens auch bei den Kommissaren vorgekommen sein soll. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, wenn beim Anmarsch der Verbündeten, von denen man natürlich eine Besserung der Verhältnisse erhoffte, Ruhestörungen entstanden. Wäre der Präfekt nicht sehr energisch gegen solche Versuche eingeschritten und hätte nicht das Spionagesystem manchem die Zunge gebunden, so wäre es wahrscheinlich zu offener Revolte gekommen, zu welcher der Aachener Pöbel von jeher besonders neigte.

Nur die Akten der geheimen Polizei enthalten Nachrichten über solche Versuche; allenfalls kann man auch manches über die Stimmung der Bevölkerung in der offiziellen Presse finden, wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Gerade das, was diese Blätter nicht sagen oder die starke Dosis Uebertreibung, die sie ihrem Gebräu zusetzen, sind von großem Interesse für die Geschichtsschreibung. Auch heute werden ja derartige Mischungen für harmlose Leser noch hergestellt.

Digitized by Google

Die französische Regierung war über alle derartigen Vorkommnisse sehr gut unterrichtet, weil sie ein ausgedehntes Spionagesystem eingerichtet hatte. Wie vorzüglich die Ueberwachung organisiert wurde, sieht man aus folgendem Schreiben des Aachener Präfekten Laumond an den Maire der Stadt (5. Vend. XIV):

„Unter den obwaltenden Umständen, Herr Maire, kommt es ganz wesentlich darauf an, daß eine besondere Ueberwachung durch alle Agenten ausgeführt wird, die damit beauftragt sind, an der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe mitzuwirken. Die Absicht Seiner Majestät und die ausdrücklichen Befehle, die ich in seinem Namen erhalten habe, machen mir hauptsächlich zur Pflicht, die Fürsorge, Wachsamkeit und Tätigkeit der Polizei auf alles zu lenken, was die Ordnung, sowie die öffentliche und persönliche Sicherheit anbetrifft. Man darf sich daher, Herr Maire, nicht mit den bestehenden Maßnahmen begnügen, die sicherlich unzureichend wären, um die Absichten der Regierung zu erfüllen, sondern die Polizei von Aachen muß einen anderen Antrieb erhalten . . .

Zuerst, Herr Maire, müssen die Durchreisenden und Fremden schärfer beobachtet werden. Die Polizeikommissare haben sich bis jetzt darauf beschränkt, einfache, oft negative Meldungen über die Ereignisse zu erstatten; sie müssen solche auch über die Personen liefern und, um sich derartige Angaben zu verschaffen, alle Maßregeln treffen, die ihr Scharfsinn, ihre Geschicklichkeit und ihre Klugheit ihnen eingeben. Geheime Agenten müssen sorgfältig alle Vorgänge und Unterhaltungen, die an den öffentlichen Orten stattfinfinden, sammeln, sofern sie irgend welche Bedeutung haben, sie müssen beobachten, wie sich die Fremden bei der Abreise verhalten, über die Beobachtungen, die sie gemacht haben, berichten, endlich zum Vorteil der Regierung die Funktionen, die sie den Polizeikommissaren zugeteilt haben, so auszunutzen, daß daraus Ergebnisse erzielt werden, die man bisher noch nicht erhalten hat.

Empfehlen Sie daher, Herr Maire, Ihrem mit der Leitung der Polizei betrauten Beigeordneten, daß er seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf folgenden Gegenstand lenkt: An jedem Tage möchte ich morgens einen vertraulichen Bericht erhalten über das, was am Tage vorher beobachtet worden ist; keine

Digitized by Google

Zurückhaltung, keine Rücksichtnahme; ich muß von allem unterrichtet sein, und ich werde die Agenten auszeichnen, die sich durch Eifer bei der Erfüllung ihrer Aufgaben hervortun. Niemand läuft Gefahr, kompromittiert zu werden; ich allein werde von den Nachrichten, die mir zugehen, Gebrauch machen. Auf die Militärpersonen selbst müssen sich Ihre Beobachtungen ausdehnen. Ihr Verhalten im Privatleben, die Auseinandersetzungen, die zwischen ihnen und den öffentlichen Beamten entstehen, die mehr oder weniger lebhafte Art, in der sie stattgefunden oder geendet haben, alles muß aus dem Bericht hervorgehen, endlich darf mir nichts vorenthalten werden, was sich direkt oder indirekt auf die allgemeine Ordnung, sowie auf die öffentliche und private Sicherheit bezieht."

Diese Anweisung läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, und man kann sich denken, wie bald das Spitzelsystem, das ursprünglich zur Ueberwachung der Fremden dienen sollte, auch auf die Einwohner ausgedehnt wurde. Von freier Meinungsäußerung war damals keine Rede; jeder Einzelne wußte ja nie, ob ihm nicht unbedachte Worte große Unannehmlichkeiten einbringen würden. Es genügte aber schon, um sich mißliebig zu machen, daß man nichts Günstiges über den Kaiser und die Regierung sagte und sich ausschwieg. Wer im öffentlichen Leben stand, mußte auch die Reklametrommel für die Regierung rühren. Daher das Bestreben, sich in Aeußerungen des Lobes und der Ergebenheit gegenseitig zu überbieten. Man hat es mit den typischen Erscheinungen des Byzantinismus hier zu tun.

Nach diesen aktenmäßigen Belegen wende ich mich nun der Beeinflussung der Bevölkerung durch die Presse zu.

Die Zeitungen waren damals lediglich Organe der Regierung; keine von ihnen wagte es, Dinge zu drucken, die ungünstig für die französischen Machthaber lauteten; denn man ließ ein solches Blatt einfach beseitigen. Die offiziöse Zeitung aber war das eigentliche Sprachrohr des Kaisers. Er ließ kein Mittel unversucht, um darin für das napoleonische System Propaganda zu machen.

Da war zuerst das Schmerzenskind der Regierung, die Konscription. Man hoffte, das Publikum über das ungünstige Ergebnis der Rekrutierung hinweg-

Digitized by Google

zutäuschen und den Nachahmungstrieb der Menge dadurch auszunutzen, daß man Artikel etwa folgenden Inhalts brachte:

„Henry van Dick, ein junger Mann von vorzüglicher Führung geht, als er vernimmt, daß sein Bruder Michel, ein Rekrut von 1812, zur Armee abgehen soll, zum Maire und bittet um die Gnade, für seinen Bruder marschieren zu dürfen; er ruft aus: Ich werde bis zum letzten Blutstropfen gegen die Russen kämpfen; der Kaiser wird sie besiegen; und in 6 Monaten werde ich euch ihre gänzliche Niederlage oder den Frieden melden. Anmerkung des Redakteurs: Die schöne Jugend des Roerdepartements ist voll Eifer; wir haben tausend schöne Züge derjenigen, die für ihre Brüder marschieren wollen, derjenigen, die unaufhörlich den Namen S. M. im Herzen und im Munde tragen. Aber wie soll man alle diese Akte der Ergebenheit anführen!"

Die Zahl solcher Artikel ist außerordentlich groß. Leider habe ich demgegenüber für die letzten Jahre der französischen Herrschaft nicht zahlenmäßig feststellen können, wieviel Rekruten ihr Heil in der Desertion gesucht haben; unzweifelhaft war es aber ein ungeheurer Prozentsatz.

Man merkt in der offiziösen Presse ganz deutlich, wie unsicher die Herrschaft der Franzosen im Roerdepartement 1813 wurde. Nach der Kapitulation von Tauroggen begann die Arbeit in der Zeitung. Zuerst veröffentlichte die Regierung ihre Rundschreiben an die Beamten und an die Maires. Dann kamen einige Ergebenheitsartikel aus verschiedenen Orten, die Adressen der Städte Aachen und Köln an Napoleon usw. Bald darauf scheint sich, was ja auch verständlich ist, die Unruhe einige Zeit hindurch gelegt zu haben. Im November 1813 aber, als es wieder stark gärte, nahm man zu dem schweren Geschütz seine Zuflucht. Es folgen nun unmittelbar aufeinander Kundgebungen, die deutlich erkennen lassen, wie unheimlich die Lage der Regierung wurde.

Am 18. November erschien folgender Leitartikel: „Es gibt nichts Ehrenvolleres für eine Nation, nichts was sie in den Augen anderer Völker achtungsvoller macht, als diese aufrichtige Anhänglichkeit an die gemeinsame Sache, dieser Eifer, die Anstrengungen der Regierung zu unterstützen, der sich heute an allen Punkten des Kaiserreiches zeigt (?). Von dem gleichen Gefühl, von der gleichen Liebe zu dem Herrscher beseelt, dessen Macht ihnen das Eigentum, die Ordnung und die Gesetze gewährleistet, vereinigen sich alle

Digitized by Google

Einwohner dieses weiten Reiches in demselben Geist. Der Ausdruck ihrer Gefühle trifft jeden Tag zu den Füßen des Thrones ein, begleitet von Nachrichten, die außerordentlich geeignet sind, die Bürger über die kommenden Ereignisse zu beruhigen.

Schon findet sich ein beträchtlicher Teil der Tapferen, die zur Verteidigung des Vaterlandes aufgerufen sind, unter den Fahnen ein, wo der Ruhm sie erwartet. Schon eilen die Nationalgarden voll Patriotismus zu den Ehrenplätzen, die ihrer Tapferkeit und Treue anvertraut sind. Die Grenzen, die der Redner Burke Eisengrenzen nannte, setzen den Anstrengungen des Friedens unüberwindlichen Widerstand entgegen. Die Regierung wird also mit völliger Sicherheit die Lücken füllen, die der Abfall einiger Verbündeten, der Verrat einiger anderer in den Reihen der französischen Armee hervorgerufen hat. Die Geschichte wird sagen, daß die Feinde Frankreichs dessen Armeen nur dadurch haben widerstehen können, daß sie ihrer Tapferkeit, Intriguen, Bestechung, Verrat gegenübergestellt haben, Mittel, welche die Ehre zurückweist, und deren Erfolg nicht von Dauer sein kann.

Es ist oft das Geschick Frankreichs gewesen, den Wechsel des Glücks durchzumachen und sich den Ereignissen überlegen zu zeigen. Dann gerade befähigten die nationale Ehre, die Dankbarkeit und die Treue, die man dem Herrscher schuldete, das Land, seine Hilfsquellen mit neuer Energie zu benutzen. Wir haben denkwürdige Beispiele dieser Art gesehen. Und das französische Heer braucht seine so oft besiegten Feinde weder nach einem vom Siege begleiteten Rückzuge, noch nachdem es Trophäen, ausgezeichnete Beweise seiner Tapferkeit zurückgebracht hat, zu fürchten.

Wenn unsere Feinde, stolz über einige durch Verrat errungene Vorteile, auch Luftschlösser bauen, wenn die Erfahrungen früherer Zeiten ihnen auch nichts genutzt haben, so darf man sich nicht darüber wundern. Aber sie werden bald lernen, was die Franzosen vermögen, wenn sie von ihrem Kaiser geführt werden, wenn sie nicht mehr zu fürchten haben, daß Feiglinge, unter dem Namen von Verbündeten, sie verlassen und sich im Augenblick der Gefahr gegen sie wenden. Die Entrüstung, die ein derartiges Betragen hervorgerufen hat, ist allgemein unter den Franzosen. Sie geht aus den Adressen hervor, die aus allen Teilen des Kaiserreiches einer geliebten Herrscherin (Marie-Louise) die Achtung und die Liebe ihrer Völker ausgedrückt haben.

Digitized by Google

Was bleibt uns zu tun übrig? Mit Vertrauen das Ergebnis der umfangreichen Maßnahmen der Regierung abzuwarten und sie weniger durch Worte, als durch Taten zu unterstützen. Die Regierung wünscht den Frieden, aber einen ehrenhaften dauernden Frieden, wie er einem großen Manne, der die Geschicke eines großen Volkes lenkt, geziemt."

Die Kapitulation Yorks erregte natürlich bei Napoleon den höchsten Unwillen; denn sie war für ihn nicht nur offenbarer Verrat, sondern auch eine große Gefahr. Eine wie große Bedeutung er diesem Ereignis beimaß, sieht man daraus, daß er von den Munizipalräten sogleich Entrüstungsadressen verfertigen ließ. Die Adressen der Städte Aachen und Köln dürften von allgemeinem Interesse für die Nachwelt sein. Sie lauten:

Aachen: Sire!

Ihre treuen Untertanen, deren Stadt Karl der Große gründete, die der Held unseres Jahrhunderts mit Wohltaten zu überhäufen sich herbeiließ, teilen die Entrüstung, die allen redlich denkenden Herzen die Intrigue und die Machinationen der englischen Regierung und der unerhörte Verrat des Generals York einflößen müssen; sie teilen gleichzeitig die Gefühle der Ergebenheit, der Zusammengehörigkeit und der Treue für die geheiligte Person S. M. des Kaisers und Königs, welche der Munizipalrat von Paris in seiner Adresse kundgegeben hat.

Die Mitglieder des Munizipalrats würden gerne in seinem ganzen Umfange dem Anerbieten, das die Hauptstadt des Kaiserreichs gemacht hat, gleichkommen. Aber da sie ihre Unzulänglichkeit erkennen und doch sich beeifern möchten, denselben guten Geist zu zeigen, von dem alle Einwohner der Hauptstadt des Roerdepartements beseelt sind, so bieten sie für den Dienst Sr. Kaiserlichen und Königlichen Majestät 25 bewaffnete und ausgerüstete Reiter an, indem sie gleichzeitig zu den Füßen des Thrones das Gelöbnis ihres tiefsten Respekts niederlegen, mit dem sie sich nennen Euer Majestät getreue Untertanen usw.

Köln: Sire!

Ihre gute Stadt Köln, die zweimal durch die erhabene Gegenwart Euer Majestät ausgezeichnet und ganz besonders mit Ihren Wohltaten überhäuft worden ist, ergreift begierig die Gelegenheit, um einerseits ihre Dankbarkeit gegen den großmütigsten der Herrscher, andererseits ihre Ergebenheit für den Hel-

Digitized by Google

den zu bekunden, auf dessen Schultern das Geschick und der Ruhm des Kaiserreichs ruhen. Die Einwohner Kölns, Sire, teilen ebenso lebhaft, wie die übrigen Untertanen Ihres weiten Reichs, den Haß und die Entrüstung, welche die hinterlistigen Feinde Frankreichs und Ihrer geheiligten Person dem gesundesten Teile Europas eingeflößt haben. Sie beeilen sich, den Beweis dieser Gefühle zu den Füßen des Thrones Eurer Majestät niederzulegen, indem sie sich erbieten, 40 Reiter zu bewaffnen und vollständig auszurüsten. Geruhen Sie, Sire, dieses Anerbieten mit einem Wohlwollen entgegen zu nehmen, welches der Liebe und Treue gleicht, die uns bis zum letzten Atemzuge unseres Lebens beseelen werden. Wir sind mit dem tiefsten Respekt usw.

Trotz des verschiedenen Wortlauts besteht eine derartige Uebereinstimmung beider Adressen, daß die Tätigkeit eines gemeinschaftlichen Redakteurs nicht zu verkennen ist. Man kann also aus diesen Kundgebungen nichts über den Eindruck entnehmen, den die Ereignisse in den Rheinlanden hervorgerufen hatten. Daß es zu jener Zeit aber schon anfing, unruhig zu werden, sieht man aus folgendem Brief des Präfekten Ladoucette an den Aachener Maire vom 20. Januar 1813:

„Herr Maire! Ich habe einige Veranlassung, zu glauben, daß Böswillige durch mehrere Städte eilen, um dort während der Nacht Pamphlete voll Schmähungen anzuheften und zu verbreiten. Werden sie dadurch die Einwohner der Roer verdächtigen? Sicherlich nicht. Was vermöchten ihre Versuche in einem Lande, dessen Ergebenheit und Liebe für ihren erhabenen Herrscher sich bei jeder Gelegenheit in einer so energischen Weise zeigt.

Trotzdem habe ich es für nötig gehalten, Ihre Aufmerksamkeit auf diesen Umstand zu lenken, damit Sie die Ueberwachung der Fremden und Reisenden verdoppeln und ganz im Geheimen alle die, welche sich mit der Verbreitung solcher verbrecherischer Ungeschicklichkeiten befassen, vorläufig unter die Hand der Gewalt bringen. Sie werden mich unverzüglich von allem unterrichten, was über den Gegenstand dieses Briefs zu Ihrer Kenntnis kommt."

Es zirkulierten ferner in der Gegend Gravüren, auf denen der Papst mit seinen Priestergewändern abgebildet war, wie er die Messe las. Er schien auf dem Bilde wie durch ein Wunder über den Altar erhoben. Die Regierung bemühte sich, diese Bilder zu

Digitized by Google

beschlagnahmen. Da die Bevölkerung der Rheinlande sehr strenggläubig war, so hatte die schroffe Behandlung, die Napoleon dem Papst zuteil werden ließ, das Volk verstimmt. Man versuchte zwar, die Verbreitung von Nachrichten über derartige Vorkommnisse zu verhindern, doch drangen trotzdem mancherlei Gerüchte durch.

Im Herbst wurden die Anzeichen unruhiger Haltung der Bevölkerung größer. Die Präfektur wies am 23. Oktober den Aachener Maire darauf hin, daß verschiedene Leute nicht nur während der Nacht Straßenauflauf und Ruhestörungen erregt, sondern sogar Lieder zu Ehren des Kaisers von Oesterreich gesungen hätten. Ein 72-jähriger Weber habe in einer Schänke erzählt, er habe einen Brief von seinem Sohne bei der Armee erhalten, daß Dresden nach mehreren Angriffen von den Feinden genommen sei. Diese Angaben seien erlogen gewesen, da der Weber gar keinen Sohn besäße und auch gestanden habe, keinen Brief erhalten zu haben.

„Derartige Reden," heißt es in dem Schreiben, „so unwahrscheinlich wie sie auch sind und obwohl sie von Leuten herrühren, die wenig Glauben verdienen, sind deshalb nicht weniger geeignet, die öffentliche Meinung zu beeinflussen und bei den Einwohnern Unruhen zu verursachen. Wer sich in Zukunft dergleichen erlaubt, verdient bestraft zu werden."

Der Weber kam wegen seines Alters noch mit einem blauen Auge davon. Der Maire mußte ihn vorladen und ihm eröffnen, daß er im Wiederholungsfall nicht auf Nachsicht zu rechnen habe und seine Freiheit verwirken würde. Die Wirtshäuser waren der Präfektur sehr unbequem. Es heißt deshalb in dem Briefe weiter:

„Ich lenke ebenfalls Ihre Aufmerksamkeit auf die Wirtschaften und Schänken Ihrer Stadt. Immer in dieser Art Häusern werden die Neuigkeiten, die absurdesten und übereiltesten Pläne verzapft. Wenn man derartige Dinge bei ihnen duldet, so erlaubt man sie nicht nur, sondern beglaubigt sie geradezu und beteiligt sich daran. Ich mache Ihnen zur Pflicht, ihnen mitzuteilen, daß ich bei der geringsten Klage, die mir in dieser Hinsicht zu Ohren kommt, ihre Schänke schließen lassen werde, unbeschadet der Polizeimaßregeln, die ich gegen ihre Person anwende."

Es wäre sehr interessant, wenn man aus den Akten ersehen könnte, ob bei Abfassung dieses Schrift-

Digitized by Google

stückes die Nachricht von der Völkerschlacht von Leipzig schon nach Aachen gelangt war. Die Schlacht war am 19. Oktober beendet, der Brief ist vom 23. datiert. Napoleon pflegte die Nachrichten über seine Niederlagen nach Möglichkeit zurückzuhalten, und er hatte in diesem Falle besonderen Anlaß dazu. Innerhalb vier Tagen hätte die Botschaft aber nur zum Rhein gelangen können, wenn sie durch einen Kurier befördert worden wäre. Sicherlich wäre dann aber die Unglücksnachricht nicht über den Bereich der Präfektur hinaus bekannt geworden. Zweifellos sind also die Straßenkundgebungen nicht erst auf die Niederlage des Kaisers zurückzuführen. Das Schreiben der Präfektur ist nicht vom Präfekten Ladoucette, sondern von seinem Vertreter unterschrieben; der Präfekt war auf Reisen. Hätte man nun in Aachen gewußt, daß eine Entscheidungsschlacht in Aussicht war, so würde der Präfekt seinen Amtssitz wohl kaum verlassen haben. Vermutlich würde die Präfektur sich dann auch nicht auf Drohungen beschränkt, sondern ein Exempel statuiert haben. Im November, als die Niederlage Napoleons nicht mehr vertuscht werden konnte, nahmen die Unruhen zu.

Trotz des Verbots wurde in den Wirtschaften und an anderen öffentlichen Orten eifrig über die Zeitereignisse debattiert, und der Ausdruck „Aufstand", dessen sich der Präfekt zur Kennzeichnung dieser Bewegung bediente, läßt keinen Zweifel darüber, daß es sich nicht mehr um müßige Reden, sondern um eine bedenkliche Gärung handelte. Es kam sogar so weit, daß die Kaufleute, Gastwirte, Tabakshändler ihre französischen Firmenschilder entfernten, weil sie die Verbündeten im Anmarsch glaubten. Der Eifer war verfrüht, denn die Schilder mußten schleunigst wieder befestigt werden.

Einige Tage später kam ein neuer Artikel. Vorher machte man aber den Leuten Angst, indem man aus Kleve berichten ließ: „Die Feinde behandeln die Bewohner des rechten Rheinufers trotz aller schönen Versprechungen ganz entsetzlich. Was würden sie erst auf dem linken Rheinufer angerichtet haben, wenn sie dort hätten eindringen können! So haben sie z. B. der kleinen Stadt Elten, die nur ungefähr 2000 Einwohner und weder Handel noch Industrie hat, 3000 Gulden in klingender Münze auferlegt, ganz abgesehen von den ungeheuren Requisitionen in Getreide, Futter, Pferden und Wagen, die sie weder bezahlen noch bezahlen werden." Man drohte also den Bewohnern des Roer-

Digitized by Google

departements mit der Wiederkehr der früheren Revolutionszeiten. Woher wußte aber die französische Regierung wohl, daß die Verbündeten die Requisitionen auch nicht bezahlen „werden"? Man sieht, der Artikel ist ebenso bestellte Arbeit, wie der nachstehende Erguß am folgenden Tage:

„Ein Volk, das so großmütig, so aufgeklärt, so mächtig, wie die französische Nation ist, braucht sich nur selbst treu zu bleiben, braucht nur die Absichten der Regierung zu unterstützen, um seinen Platz unter den Völkern zu bewahren und um die Pläne seiner Feinde zu vereiteln. Die Geschichte ist voll von denkwürdigen Taten, die dafür Zeugnis ablegen, daß die Gefahren seinen Mut nur erhöhen und daß es niemals hinter den Ereignissen zurückgeblieben ist. Wir müssen heute unseren Enkeln das Beispiel geben, das uns unsere Väter gaben. Der Ruhm, der sich im französischen Volk vererbt, darf niemals zuschanden werden. Wenn es Herzen gibt, die durch Egoismus versteinern, die mit Gleichgiltigkeit die Gefahren des Vaterlands betrachten können, so möge das Gefühl des eigenen Interesses wenigstens dazu dienen, sie anzufeuern. Alles hängt jetzt von dem sozialen Organismus ab; das Wohl der Privatleute von dem aller anderen. Das demütigende Joch des Auslands, Beschimpfungen, Plünderungen schweben über allen Häuptern, über allen Vermögen; bittere und zu späte Reue folgt alsbald der Sorglosigkeit und der Lässigkeit der Bürger. . . . ."

Man hatte freilich besondere Veranlassung, die Opferfreudigkeit anzufeuern, denn der nächste Tag brachte recht unerfreuliche Steuerzuschläge, nämlich von 20 Prozent zur Grundsteuer, von 68 Prozent zur Personal- und Mobiliarsteuer, von 27 Prozent zur Tür- und Fenstersteuer und von 28 Prozent zur Gewerbesteuer.

Bald darauf wurden wieder neue Greuel von den Verbündeten berichtet. In Münster sollten die regulären Truppen alle möglichen Räubereien ausgeführt und ganz ungestraft geplündert haben. Einer Frau habe man das Kollier vom Hals und die Ringe vom Finger genommen. Männer könnten sich nicht auf der Straße sehen lassen, ohne daß man sie ihrer Uhr erleichterte. In Osnabrück hätten die Kasaken schauderhafte Ausschreitungen verübt. Selbst an den Frauen vergriffe man sich.

In der nächsten Nummer der Zeitung folgt bereits die Nutzanwendung:

Digitized by Google

„Seit nahezu einem Monat ist der Feind an unseren Grenzen, ohne daß er sie zu überschreiten wagt; die eindrucksvolle Haltung unserer unbesiegbaren Phalangen, die Ergebenheit und der Eifer aller waffenfähigen Männer unserer Rheinprovinzen hat genügt, um ihren Wagemut zu hemmen und ihre törichten Hoffnungen zu zerstreuen. Aber die Gefahr ist nicht vorüber. Diese großmütige Bewegung muß sich allen Teilen Frankreichs mitteilen, das Feuer muß alle Gemüter erhitzen. Als der Kriegsschauplatz noch fern von unseren Gegenden lag, als die Kanonen nur auf einem fremden Lande donnerten, konnten wir in Ruhe diesen schrecklichen Spielen des Mars zusehen, konnten wir uns in eine süße Sicherheit wiegen. Aber jetzt ist keine Zeit mehr, zu schlummern; es handelt sich nicht mehr darum, zu reden, man muß handeln; man muß sich jener denkwürdigen und schwierigsten Zeiten, in denen Frankreich in Gefahr war, würdig zeigen.

Als der Feind vor zwanzig Jahren die Ebenen der Champagne besetzt hielt und uns mit naher Vernichtung bedrohte, erhob sich aus eigenen Stücken das entrüstete Frankreich und der Feind mußte kopfüber bis zur Grenze zurück. Für wen erfolgte damals diese Bewegung? Was hatten wir zu hoffen, wenn wir zu unseren Behausungen zurückkamen? Die Anarchie und alle ihre Unordnungen warteten auf uns. Trotzdem zog Frankreich die Ehre allen Gefahren vor; es fiel lieber in die Hände seiner einheimischen Tyrannen, als in die der Fremden. Es unterwarf sich lieber allen Greueln der Anarchie, als der Schande der Knechtschaft. Und jetzt, wo der Feind uns nur die Knechtschaft oder die Anarchie bringen kann, sollten wir nicht zum Kampfe fliegen, sollten wir nicht zum äußersten Opfer bereit sein?

Wer könnte sich durch hinterlistige Versprechungen, durch wertlose und trügerische Proklamationen verführen lassen? Der Feind rühmt die Disziplin seiner Heere, seine Grundsätze der Mäßigung und der Uneigennützigkeit. Glaubt ihr, daß er seine angebliche Disziplin und seine Versprechungen lange halten würde, wenn er in unsere Provinzen eindränge?

Natürlich würde sich die Eroberung so vieler blühender Städte, so vieler reicher Landstrecken nicht ohne Kampf vollziehen; und welchem Uebermaß von Unordnung und Verwüstung wäre unser Vaterland dann ausgesetzt!

Digitized by Google

Wie viel Plünderungen, Morde, Brandstiftungen gäbe es dann!

Stellen wir uns einen Augenblick vor, der Feind sei vor unseren Toren. Da sieht man zitternde, fliehende Frauen in Tränen; Greise, Jungfrauen, Kinder, die das väterliche Dach verlassen müssen, tragen einige jämmerliche Trümmer ihrer Habe mit sich, suchen im Dunkel des Waldes, in den unzugänglichsten Zufluchtsorten ein Asyl gegen die Wut der Soldateska. Ueberall ist Trubel und Unruhe.

Ach, welche Manneszucht können wir von diesen Kasakenhorden erwarten, die nur das als Sold erhalten, was sie den Bewohnern der Städte und des Landes rauben? . . . Sie haben ihre eigenen Wohnstätten angezündet; glaubt ihr, daß es ihnen viel ausmacht, die unsrigen niederzubrennen?

Dieser Leitartikel ist von Paris datiert; er war also, wie auch der Inhalt ergibt, nicht etwa nur für das Roerdepartement bestimmt. Man sieht daraus, wie unsicher auch im eigentlichen Frankreich die Zustände waren. Den Bewohnern des Roerdepartements konnte man aber noch weniger Aufopferung für die Regierung zumuten, als den Franzosen selbst.. Auch insofern lagen die Verhältnisse besonders ungünstig, als die rheinischen Departements den Verbündeten am nächsten lagen.

Je kritischer die Lage wurde, desto mehr mußten geschichtliche Rückblicke herhalten; für den Kaiser war ja die Geschichte ein sehr beliebtes Mittel zur Erzeugung patriotischer Gesinnung, und man muß staunen, wie geschickt er seine Dialektik handhabte. Hier wies er z. B. nach, daß alle großen Monarchen Frankreichs ihr Vaterland von der Gegenwart der Feinde befreien mußten: Clodwig, Karl Martel, Pipin der Kleine, Karl der Große, Napoleon; die dazwischen liegenden Dynastien mußten natürlich außer Betracht bleiben. Es folgen die Vergleiche zwischen Napoleon und seinen Vorgängern: Er hat einen neuen Weg eingeschlagen, wie Clodwig und Karl Martel; er hat, wie sie, feindliche Einfälle zurückgewiesen, er hat, wie Karl der Große, sein Land im Kampfe mit ewigem Ruhm bedeckt, Gesetze hergestellt und ein neues Gesetzbuch geschaffen; er hat, wie er, Ueberraschungen, den Abfall von Verbündeten, schändliche Undankbarkeit erlebt, Triumphe sich plötzlich in unerwartete Mißerfolge ändern sehen, er hat, wie er, sich

Digitized by Google

stets über die Kapricen des Glücks hinweggesetzt usw. Napoleon war sonst, wenn er seiner Leute sicher war, durchaus kein Freund langer Erörterungen. Mit wenigen begeisternden Worten führte er seine Truppen zum Kampf. In den letzten Jahren seiner Herrschaft hatte er die Fühlung mit den Truppen und der Bevölkerung aber immer mehr verloren; es waren junge Rekruten, die er ins Feld führte, der Kern seines Heeres lag in Rußland im Schnee begraben. Und da gerade für ihn alles von den Reserven abhing, so war er in einer üblen Lage. Ich glaube, der Kaiser hat wohl selbst kaum gehofft, daß seine Versuche, die Begeisterung oder den Egoismus zu wecken, sonderlichen Erfolg haben würden; es genügte ihm schon, daß man vor dem Einmarsch der Verbündeten nicht offen von ihm abfiel. Um diesen Zweck zu erreichen, bediente er sich außer der Presse des wichtigsten und besten Sprachrohrs, das er in den Rheinlanden fand — der Geistlichkeit. Der Bischof, die Präsidenten der Konsistorien, die Rabbiner, alle wurden in Tätigkeit gesetzt, von allen Kanzeln tönte das Lob des Kaisers, hörte man, wie notwendig es sei, sich für das Vaterland zu opfern. Es würde zu weit führen, wollte ich diese Ergüsse einzeln aufführen; einige Proben aus der Rede des Kanonikus Montpoint in der Aachener Münsterkirche mögen als Beispiel dienen:

„Wenn wir jedoch infolge eines außergewöhnlichen Ereignisses zu fürchten hätten, daß eine oder gar mehrere Nationen vereinigt über dieses Reich herfielen, seine Besitzungen verwüsteten, unsere Brüder erwürgten, unsere Tempel, unsere Gesetze, unsere Altäre umstürzten und den Staat über den Haufen zu werfen drohten, so müssen bei dem ersten Schmerzens- und Entsetzensschrei . . ., beim ersten Zeichen, welches der Monarch geben würde, im selben Augenblick, wo er das Schwert ergreift, um uns zu schützen, der Beamte, der Landmann, der Priester, alle, jeder in seinem Kreise Anstrengungen, Eifer, Mut und Opferfreudigkeit verdoppeln, um die Wirkungen der Unordnung, der Anarchie, des Ungehorsams oder der Revolte, welche die Gegenwart des Feindes unter uns hervorrufen könnte, zu unterdrücken. Alle würden so das Vaterland verteidigen, wenn sie auch keine Waffen tragen. Da dies Privileg allein der Elite der jungen Bürger vorbehalten ist, die der Monarch vorzugsweise ruft, um an seiner Seite zu kämpfen, so haben auch nur sie

Digitized by Google

das Recht, in die ehrenvolle Klasse der Krieger einzutreten, sie allein erhalten die ruhmreiche Eigenschaft eines gesetzlich zur Verteidigung des Fürsten und des Vaterlandes bewaffneten Dieners. . . . Sie werden der Degen, der Schild derer, die keinen solchen haben oder deren Arm zu schwach ist, um sich ihrer zu bedienen. Ihnen ruft Gott, wie einstmals dem Josua, die Worte zu, die ich angeführt habe, „folget meinen Befehlen, seid voll von Tapferkeit und Mut, fürchtet nichts, ich werde euch helfen".

Ehrenvolle Kämpfer, wahre Märtyrer der nationalen Nächstenliebe, würdige Rivalen der Märtyrer des Glaubens, Märtyrer der Aufopferung für euer Vaterland, ich möchte an euch die Worte des heiligen Cyprian an die Verteidiger des Glaubens inmitten ihrer Qualen richten: „Gott sieht euch," sagte er, „seine Engel blicken zu euch, Jesus Christus beobachtet euch. . . . Der Kampf ist groß, aber er ist ruhmreich, und der Preis des Sieges wird eine unsterbliche Krone sein."

So bemühte sich die französische Regierung Tag für Tag, das Volk für sich zu gewinnen. Wie süß man den Leuten aber auch den Märtyrertod hinstellte, jeder Einzelne zog es trotz aller Predigten doch vor, daß ein anderer, als er selbst, sich dieser ehrenvollen Aufgabe widmete. Alle Versuche der französischen Regierung, die Bevölkerung an sich zu fesseln, scheiterten an der Gewalt der Tatsachen und an dem Mangel wahrer Begeisterung, die sich eben künstlich doch nicht erzeugen läßt. Mit dem Einzuge der Verbündeten fielen auch die von Napoleon so bevorzugten Rheindepartements von ihm ab.

Digitized by Google

Digitized by Google
2634

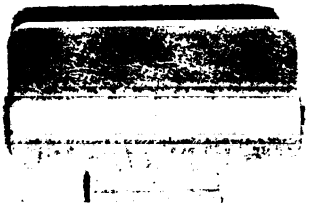
Digitized by Google

Digitized by Google

YC 75065

560029

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



Digitized by Google

Digitized by Google